

# ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND  
LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG  
HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

83. JAHRGANG, 154. BAND  
DER NEUEN SERIE 54. BAND

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG  
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN  
1928

# Hugo Schuchardt.<sup>1</sup>

1842—1927.

Sei stets du selbst und hoffe nicht  
Nach großen Mustern Großes zu vollbringen,  
Du wirst die Form, doch nie das Licht  
Des wahren Schöpfergeists erringen.  
Umgib den Kern mit noch so vielen Stoffen,  
Die Pflanze kannst du nur vom Kerne hoffen.

In diesen Versen des etwa Fünfzehnjährigen spricht sich die ganze Persönlichkeit des Mannes und des Gelehrten, in ihren Licht- und Schattenseiten, aus. Schuchardt hat immer Gewicht darauf gelegt, daß er seinen eigenen Weg gegangen, daß er ein Autodidakt war, trotz aller Schulen. Denn seine Leistungen liegen auf vorher nicht betretenen Gebieten. Und hier wurzelt auch seine mitunter belächelte und mitunter angefeindete 'Prioritätenhascherei'. Er hat unentwegt danach gestrebt, die Geschehnisse in ihrem letzten Kern zu begreifen, und er scheute Umwege von Jahren nicht, um diesem Ziele näher zu kommen. Er selbst empfand seine Gründlichkeit als ein arges Hemmnis bei jeder Arbeit. Konnte er, der 'theoretisch ein leidenschaftlicher Freund der Ordnung' war, doch Jahre hindurch nicht mit der Aufstellung seiner Bücher zu Rande kommen, weil er immer wieder auf eines stieß, das er noch nicht ganz kannte. Zur möglichst vollständigen Erkenntnis der sprachlichen Geschehnisse forderte er möglichst vollständigen Einblick in den Stoff. Daher die großen Materialsammlungen, die das Lesen seiner Schriften oft erschweren. Daher die vielen Einzelstudien. Es schien — und zwar oft auch ihm selbst — als ob /225/ er seine Kraft in kleineren Arbeiten zersplitterte, sich auf Abwegen verliere. In Wahrheit bedurfte er dieser Kleinarbeit und dieser Aufenthalte zur Verkörperung seiner großen Ideen. Vor allem aber war er offen und ungeschminkt stets er selbst, wie in

---

<sup>1</sup> Zur Abfassung dieses Lebensbildes hat mir Schuchardts getreuer Eckhardt und Verwalter *des* privaten Schriftennachlasses, Herr Franz Mairhuber in Graz, in dankenswertester Weise den Einblick in Schuchardts tagebuchartige Briefe an die Eltern, Tagebuch der Mutter über Schuchardts Kindheit, Schulaufsätze usw. gestattet (rund 2500 Stück). Ferner stellten mir reiche Briefsammlungen und zum Teil persönliche Mitteilungen zur Verfügung: Prof. Dr. Leo [Sp]itzer (Marburg), Prof. Dr. Jacob [J]ud . (Zürich), Prof. Dr. Krystoffer Nyrop und Frau Margarete [N]yrop (Kopenhagen), Frau Mela [B]auer (Graz-Wien). Die wissenschaftliche Ergänzung dieses Lebensbildes ist mein Aufsatz: 'Sch.s wissenschaftliche Persönlichkeit' (Neuere Sprachen 1928). Aus der großen Zahl der Nachrufe seien erwähnt: Adolf Zauner (Grazer Tagespost 27. April 1927), dem ich auch mündliche Mitteilungen verdanke, Karl v. Ettmayer (Germ.-Rom. Monatsschrift 1927), Richard Riegler (Archivum Romanicum 1927), Meyer-Lübke (Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wissensch. 1928). Auch von ihnen erhielt ich persönliche Mitteilungen. Schuchardts selbstbiographische Schriften: *'Bekanntnisse und Erkenntnisse'* (Wissen und Leben 1919), *'Der Individualismus in der Sprachforschung'* (Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wissensch. 1925). *Briefe Sch.'s*, herausgegeben von Leo Spitzer (Archivum Romanicum, im Druck), über 'Schuchardt als Lehrer' vgl. Richard Riegler, Neuere Sprachen 30, S. 45 ff.

der Wissenschaft und Politik, so auch im geselligen Verkehr, wo sein 'Egoismus', seine 'Rücksichtslosigkeit' manchen Anstoß erregten.

Schuchardt stammte mütterlicherseits von dem Geheimen Legationsrat Samuel Elisée von Bridel-Brideri, einem waadtländischen Pfarrerssohn, und von Luitgarde, geborenen von Bärenstein, Tochter eines altadligen altenburgischen Rittergutsbesitzers. Sein Großvater war Erzieher der Sachsen-Gothaischen Prinzen Ernst (II.) und Albert (des Prinzgemahls der Königin Victoria), sein Großoheim der Doyen Bridel ( 1853), der Verfasser des ersten *'Glossaire des patois de la Suisse romande'*. Seine Mutter, Malvine von Bridel-Brideri (1815—1899), war in einer Schweizer Pension erzogen und sprach fast besser Französisch als Deutsch. Das Familienwappen trug die Umschrift *Ex corde rosae*, worauf Schuchardt in Gedichten an seine Mutter öfters anspielte. Sie wurde Hoffräulein bei der regierenden Herzogin Marie, Gattin Herzogs Ernst I. von Gotha (†1844), und vermählte sich mit dem Herzoglichen Notar und Amtsadvakaten Justizrat Dr. Ernst Julius Schuchardt, dem Sohn eines wohlange-sehene[n] und begüterten Kaufmanns und einer dichterisch veranlagten Gutsbesitzerstochter. Der Justizrat Schuchardt (1809 bis 1885) war ein sehr beschäftigter, angesehener, äußerst geselliger Mann, voll Witz und Begabung, der deutsche und lateinische Gelegenheitsgedichte aus dem Ärmel schüttelte. Als Jenenser Student sprach er 1828 bei Goethe in Dornburg vor. 'Einige Vorurteile, die ich gegen diesen Mann früher hegte, waren durch diesen Besuch in mir gänzlich gehoben.' schreibt er darüber<sup>2</sup>. Er war durchaus ein Mann alten Schlages. Schon äußerlich fiel die altmodische, äußerst gepflegte Kleidung auf, die er bis an den Tod beibehielt. Ein leidenschaftlicher Vertreter der 'preußischen' Zucht und voll vom größten Ehrgeiz für den Sohn, erzog er nicht nur den Knaben mit großer Strenge, sondern auch den Erwachsenen. Der Justizrat war nicht leicht zufriedenzustellen. 1856 schreibt der Junge: 'Verzeih die Schrift, die Kürze und das, was Du sonst zu tadeln hast.' 1876: 'Der Papa sollte selbst einmal die ganze Reihe seiner Briefe durchsehen, wie da beständig ermahnt, gepredigt, gewarnt, gedrängt, kurz irgendwie beunruhigt wird. Und nun einem Menschen gegenüber, der K. K. Professor und inmitten unseres Lebensweges steht.' Bei aller von Schuchardt /226/ nie unterschätzten Liebe des Vaters für den Sohn und bei aller Bewunderung für ihn fehlte es dem alten Herrn doch an dem vollen Verständnis. In Gotha rümpfte man die Nase, daß er sich mit 'Vulgärlatein beschäftige," und fand es 'ignobel', daß er über 'Negerpatois' arbeitete (diese epochemachenden 'Kreolischen Studien'). Er sollte nicht mit Carducci umgehen (1883), aus politischen Rücksichten, nicht Ungarisch lernen und nach Budapest fahren: 'Man werde es nicht gern sehen.' Schuchardt muß sich fortwährend rechtfertigen und entschuldigen. Dem Justizrat fehlte — dem Sohn gegenüber — auch jeder Sinn für Humor. Schreibt dieser bei Gelegenheit seiner Studien über die kreolischen Sprachen, er werde nach den Antillen

---

<sup>2</sup> Vgl. Goethe-Jahrbuch VII, 276 c. Mitgeteilt von H. Schuchardt. Archiv f. n. Sprachen 154.

fahren und sich eine Mestizin heimholen, so fügt er dann, um unliebsamen Erörterungen auszuweichen, am Rand hinzu: 'Das ist ein Scherz'. Da jede Mitteilung eine Flut neuer Fragen hervorruft, beschränkt er sich schließlich nur auf Äußerliches. Wenn auch gereizt, verliert der Vierzigjährige nie einen gewissen demütigen Ton. Doch bittet er einmal in einem heimlich der Mutter gesandten Brieflein, sie möge den Vater hindern, ihm so aufregende Briefe zu schreiben. Als aber der Justizrat 1885 befahl, Briefe an die in Ems weilende Mutter sollten über Gotha gehen, widersetzte er sich offen. Das betraf nun allerdings den Punkt, wo er am verletzbarsten war. Die Mutter, eine besonders zarte, kleine Frau, liebte er über alles. 'Mein liebes altes Gesicht,' schreibt er 1877, 'ein Extrabillett — so klein, weil die, für die es bestimmt ist, auch so klein ist und ich sie deswegen so lieb habe.' Sie war der einzige Mensch, der ihn in der Jugend ganz verstanden hat und in seine Einsamkeit gedrungen ist. Der Achtjährige schreibt voll Sehnsucht: 'Komme doch bald wieder nach Gotha, dann bist Du doch immer da. Bei uns ist es gar zu still. Und ich habe ohne Dich nicht Vergnügen viel.' Und fast vierzig Jahre später: 'Wie sehr verliert sich die Befriedigung an allen anderen Dingen, nur daß man ein treues, teilnahmsvolles Muttergesicht immer über sich sehen möchte.' Von ihr will er sich sogar gelegentlich ein bißchen auszanken lassen. Als er einmal in Freiburg erkrankt, schreibt er dem Vater herzliche Dankesworte, daß er sie ihm geschickt hat. Sie ist ebenso gütig als unselbständig und unvorsichtig, was bei ihrem kränklichen Zustand und ihrem Augenleiden fortwährend Veranlassung zu größten Besorgnissen gibt. Stand sie, solange ihr Gatte lebte, durchaus unter seiner Herrschaft, 'wie sie sich aus dem Römischen Recht herleiten mag', so ergab sich nach seinem Tode für Schuchardt ein reiches und wohlgenütztes Feld der Tätigkeit, für sie zu sorgen und sie zu beraten. Er fließt über von Zärtlichkeit, möchte sie ganz zu sich nach Graz verpflanzen, besucht sie, da dies nicht durchführbar ist, zwei- bis /227/ dreimal jährlich und überwindet seine ärgsten Nervenwiderstände, um ihr Nachricht zu geben. Er erzählt ihr in vielen Hunderten von Briefen seine kleinen Alltagserlebnisse — da er ihr Wissenschaftliches nicht schreiben kann — und mit einer oft rührenden Hingebung Anekdoten, Kindergeschichten, Beschreibung von Bildern aus den Ausstellungen, die er besucht. Aus seinem tiefsten Empfinden heraus erklärt er 'Gott' als das große Mutterherz<sup>3</sup>. Er beschwört sie, nicht zu sparen, sich, 'd.h. zugleich ihm', alles Gute anzutun, was nur möglich. Zu Weihnachten — er verschmähte jede Weihnachtsfeier unter Fremden — besucht er, einer Zeitungsanzeige 'Hilfsbedürftige alte Frau' folgend, 'ein Mütterchen, das noch viel älter ist als Du', und beschenkt sie. Ein solcher Weg ist bei ihm um so höher anzuschlagen, als er, wie viele überempfindliche Naturen, Erregungen floh, die ihn aus dem Gleichgewicht brachten. Über den Tod einer lieben Angehörigen will er lieber nicht sprechen, da er nicht ganz wohl ist (1873). Er wollte nur fröhliche Gesichter um sich sehen, die seine Nerven beruhigen

---

<sup>3</sup> Romanisches und Keltisches, S.419.

und erheitern konnten, da er ja meistens an schwerer Bedrücktheit und Verstimmung litt. Als Kind weinte er über den Tod einer Amsel so bitterlich, daß die Mutter eine Gesellschaft absagte, um bei ihm zu bleiben. Es fehlte ihm nicht an Teilnahme weder für den Einzelnen noch für das allgemeine Leid. Aber die Abneigung gegen alle gesellschaftliche Konvenienz' und die physische Unfähigkeit, sich irgendwelchen Zwang aufzuerlegen, ließen ihn selbstischer erscheinen, als er innerlich war.

Schuchardt war nämlich nur in den ersten elf Monaten seines Lebens vollkommen gesund. Von da ab berichtet das Tagebuch der Mutter mehrmals jährlich von ernstesten Erkrankungen, Krupp, schwere Fieber, gastrische Fieber, Seitenschmerzen, geschwollene Glieder. 1859, zu Besuch bei seiner Stiefschwester Malvine<sup>4</sup>, bekam er einen Anfall von 'geistigem Schwindel', glaubte das Gedächtnis verloren zu haben, während der Arzt wegen der 150 Pulsschläge Herzvergrößerung befürchtete. Von dieser Zeit an macht der äußerlich Kräftige unausgesetzt schwere Leiden durch. Anfälle von Schwindel und Atemnot wiederholen sich in der Studentenzeit. Er klagt fortwährend über Mattigkeit, Schlafsucht, Denkfaulheit, Magenverstimmung. Er bekämpft sie mit Alkohol. Wenn er bei der trübbrennenden Lampe allein, stets voll Bangigkeit nach Hause, studiert, schläft er um sieben ein — tatsächlich /228/ verschläft er einmal einen Kommers—, hat eine unruhige Nacht und einen zur Arbeit untauglichen Tag. Wenn er aber kneipt und angeregt plaudert, schläft er gut und ist morgens frisch. Freilich ereignete es sich, daß er die Nacht durchkneipte und, ohne sein Zimmer zu betreten, ins Kolleg, von da zur Morgenkneipe, von da zum Nachmittagstanz in eines der 'Bierdörfer' ging. Schuchardt glaubte, obzwar er sich auch später noch gern mit Champagner und Tanz kurierte, durch dieses unvernünftige Studentenleben den Grund zu seinem lebenslangen Nervenleiden gelegt zu haben. Indessen reichen seine Krankheitszustände nachweisbar schon in seine Knabenzeit und wurden durch die ganze Erziehungsweise sicherlich gefördert. Schuchardt litt an allgemeiner Nervenschwäche, oft monatelangem 'Kopfdruck', an Müdigkeit, Asthma, 'Willensschwäche' Kongestionen, 'Duselfieber', Schwindel, Angstgefühl, Rheumatismus, Magenbeschwerden, kalten Händen und Füßen. Er war wetterempfindlich und bildete sich immer mehr zum lebenden Barometer aus. 'Ein heimlicher Scirocco spukt mir in den Gliedern' (1882). Die Windrichtung ist von maßgebender Bedeutung für sein Befinden. Der Wetterbericht nimmt in seinen Briefen von der ersten Studentenzeit an den breitesten Raum ein. Da er vom Vorfrühling bis in den Sommer und den ganzen Herbst schwer leidet, kühle Sommer-' und laue Wintertage, Nebel, Regen nicht verträgt, so bleibt eine unendlich kurze Zeit des Jahres für

---

<sup>4</sup> Aus des Vaters erster Ehe mit Fräulein von Reitzenstein. Sie wuchs nicht im Hause der Eltern auf und lebte nicht in gutem Einvernehmen mit ihnen. Eine Zeitlang stand Schuchardt vermittelnd zwischen beiden Teilen. Ihr fahriges Wesen stieß ihn immer mehr ab. Er war außer Verkehr mit ihr, als sie 1917 starb.

ersprießliche Tätigkeit, die ihm bei starkem Schnupfen am besten vonstatten geht. Er war von Jugend auf kurzsichtig und glaubte die Augen geschädigt zu haben, weil er auf Wunsch des Justizrates zu lange nur einen Kneifer statt der Brille trug. Mehrmals litt er an Akkommodationskrämpfen (Nachinnenschielen); in höherem Alter konnte er nur mit der Lupe lesen. Als Dreißiger überfiel ihn ein quälendes 'Ohrenbrausen', das durch eine Operation (1880) nicht gemindert wurde. In älteren Jahren war er etwas schwerhörig, wie übrigens auch seine Mutter. Der Justizrat mahnte zur Überwindung. Schuchardt berichtet, wie der Zwang zu einem wahren Paroxysmus von Leiden geführt habe, und hier liegt ein Hauptgrund dafür, daß er späterhin die Besuche in Gotha fürchtete und eher vermied. Er konnte sich nicht zur Geselligkeit zwingen, verbrachte, wenn er 'duselig' war, oft Tage, ja Wochen, mit kurzen Pausen, liegend. Auf andere warten macht ihn krank, ebenso das unfreundliche Gesicht der Dienerin. Ist er sprechfaul, so will er unbedingte Ruhe. Andererseits tut ihm oft äußerliche Zerstreung gut, die er in dem 'düsteren Gotha' nicht findet. Ist der mögliche Zeitpunkt des Besuches vorbei, so empfindet er großen Schmerz, daß er die Eltern nicht sehen konnte. 'Aber es wäre sehr ungemütlich gewesen.' Auch als die Mutter allein ist, trach /229/tet er stets, sich erst zu erholen, ehe er zu ihr kommt. Nicht nur aus seinem leidenschaftlichen Temperament, sondern auch aus seiner körperlichen Veranlagung erklärt sich seine ungemaine Reizbarkeit. Fast mit allen seinen Freunden glaubt er irgendeinmal 'auseinander' zu sein. Er ist 'gröbchen', wie der Gothaer Ausdruck lautet ('aber wirklich nur "chen", ' schreibt er einmal). 'Der größte Teil unseres Lebens scheint aus Mißverständnissen zu bestehen, entweder wir verstehen falsch oder wir werden falsch verstanden' (Sp. 1923). Löst sich der Knoten, ist alles wie vorher. Von den Spatzen leidet er so sehr, daß er sie mit Arsenik und mit dem Gewehr bekämpft. Hühner und Hunde der Nachbarschaft bittet er in herzbeweglichen Versen um Ruhe. Dagegen war er in entscheidenden Augenblicken vollkommen ruhig, z. B. bei einem Zimmerbrand oder bei den Rigorosen.

Die oft monatelange Unfähigkeit zur Arbeit bedrückte ihn auf das schmerzlichste. Durch sein ganzes Leben ziehen sich die bittersten Klagen über seine geringe Begabung und die inneren Hindernisse. 1861 aus Jena: Nach ein paar Stunden konzentrierter Arbeit hat er mehrere Stunden Schwindel. Er ist zu dumm, zu studieren. 1868 aus Rom: Er kann nicht zwei Dinge festhalten, das eine entschwindet ihm. 'Ich bin durchaus kein talentvoller Mensch'. 'Was bei anderen Wochen dauert, dauert bei mir Monate und Jahre' (1884). 'Du weißt, wie blutsauer mir alles von jeher geworden, Prosa und Poesie, daß ich von der Leichtigkeit des Papas gar nichts geerbt habe' (1893). Er, der von den Zeitgenossen als zweiter Mezzofanti angestaunt wurde, kann nicht genug über die Schwierigkeiten sprechen, die ihm bei der Spracherlernung seine thüringische Herkunft bereitet. Schon die Mutter hatte sich vergeblich um seine französische Aussprache bemüht. Die Unterscheidung der 'harten' und der 'weichen'

Konsonanten kostet die größten Studien. Er ist nicht nur harthörig, sondern auch steif zungig. Er akzentuiert zu stark und schreit während der französischen Stunde in Genf so laut, daß der Herr gegenüber das Fenster schließen muß, weil er sonst sein eigenes Klavierspiel nicht hört. In Südfrankreich hält man ihn für einen Elsässer, was um so ärgerlicher ist, als er sich bemüht hat, 'mit österreichischem Akzent' zu reden. Allerdings gelingt ihm der österreichische Akzent im Deutschen selbst nicht. Obzwar er 'Norddeutsch nur noch radebricht', klingt es in Graz wie Königsbergisch. Trotz seines einjährigen Aufenthaltes in Italien muß er, wenn er aus Italienisch prüfen soll, tüchtig pauken, 'um sich nicht so viele Blößen zu geben'. Während sich ihm die wissenschaftliche Erfassung der Sprache beim ersten Blick ergab, brauchte er mühevoll Monate zur praktischen Erlernung. Dann kann er erst noch, z. B. mit seinem Spanisch, 'keine großen /230/ Sprünge machen'. Nachdem er vier Stunden bei einem ungarischen Studenten genommen, erläutert er diesem seine Muttersprache und liest bald fließend, während er nach mehreren Monaten 'etwas radebricht'. Allerdings spielt bei seinen Berichten mit, daß er an alles, was er begann, den Maßstab der Vollendung legte und ja auch wissenschaftlich legen durfte. Daher seine scharfe Selbsteinschätzung. 1881 — also nach seinen Camõesstudien! — hält er sich z. B. nicht für befähigt, eine portugiesische Shakespeareübersetzung zu beurteilen. Praktische Spracherlernung kann als besondere Anstrengung gelten, schreibt er 1888, wissenschaftliche Beschäftigung mit noch so vielen Sprachen hat nichts auf sich. Er schrieb außer Französisch, Italienisch, Spanisch auch Madjarisch, Dänisch, Russisch, Kymrisch, Rumänisch, Neuprovenzalisch, hörte jedoch 1899 auf, Briefe ins Ausland in der betreffenden Sprache zu schreiben. Es gehe zu viel kostbare Zeit verloren. Im ganzen hat Schuchardt die praktische Sprachbegabung nicht hoch eingeschätzt. Die Bildung bestehe nicht in der ausgeübten Sprachkenntnis, sondern in der Kenntnis des Volksgeistes, der Literatur.

Aber auch seine wissenschaftlichen Leistungen bleiben stets unter seiner Erwartung. Mit entwaffnender Bescheidenheit berichtet er immer von seinen Mißerfolgen, nie vom Erfolg. Der Siebzehnjährige empfindet den Mangel an männlicher Bestimmtheit, sagt Kuno Fischer (1860), daß er kein Gedächtnis habe, weshalb dieser ihm von der Linguistik abrät. 'Das feurige Gefühl. Originelles hervorzubringen', wird von der 'eisigen Impotenz' seines Könnens niedergeschlagen. Zwischen der Begeisterung für die Wissenschaft und den tatsächlichen Erfolgen klafft ein Widerspruch, den er bei anderen nicht sieht. Ich muß die Wissenschaft außerordentlich lieben, gerade da mir ihr Dienst so sauer wird, sagt er 1871. Alle überflügeln ihn und zwar auf rechtmäßigem Wege. Er versichert, daß niemand, dem der Umfang seiner Kenntnisse genauer bekannt wäre, ihn zum Professor der romanischen Literaturen und Sprachen machen würde. Er kommt im wissenschaftlichen Beruf nicht mit. Wiederholt bittet er die Eltern um Nachsicht und Herabstimmung aller Hoffnungen. 1900 ist er 'beständig traurig über seine Unwissenheit und voll Bewunderung der Leistungen anderer, z. B. Moritz

Hoernes' (B.)<sup>1</sup>. Und in seinen letzten Lebensjahren schreibt er an verschiedene jüngere Fachgenossen, wie sehr er hinter ihnen zurückstehe. Sich selbst nicht zu genügen ist das Kennzeichen des Genies. Damit steht die Beurteilung der eigenen Arbeit nicht in Widerspruch: Er konnte den überragenden Wert des von ihm Geleisteten richtig einschätzen und dennoch das Gefühl des Abstandes zwischen Wollen und Erreichen empfinden. Vor allem war die Forschung /231/ ihm Lebensbedürfnis. 'Ohne Wissenschaft hätte das Leben wenig Reiz für mich. Das ist wie beim Arscnikessen. Man kann nicht aufhören, wenn man einmal angefangen hat' (1888). 'Die Wissenschaft präokkupiert mich so sehr, daß ich alles Sonstige darüber vernachlässige' (1891). Er hält die Studien für gar nichts Wichtiges, aber sie sind die Ausfüllung des Lebens. Und er muß lachen, wenn ihm jemand rät, zur Schonung seiner Gesundheit weniger zu arbeiten (1897). Ein Blick auf seine Bibliographie mit ihrer ungewöhnlichen Höhe von 769 Nummern<sup>5</sup> beweist, daß Schuchardt in seinen geringen 'guten' Zeiten mit einer Stoßkraft arbeitete, die selten erreicht wird<sup>6</sup>.

Hugo Ernst Mario Schuchardt wurde am 4. Februar 1842 in Gotha geboren. Nach einer seiner Taufpatinnen, der Herzogin Marie, trug er den dritten Namen, der ohne sein Zutun später ins Römisch-Männliche umgewandelt wurde. Die Herzogin blieb nach der Taufe bei Schuchardts zum Kaffee und Whist. 'Meine erste Spielpartie, der ich allerdings nur als Kiebitz beiwohnte. 'Mit zwei Jahren sagt er der Mutter einen Glückwunsch auf und wird zum Vogelschießen mitgenommen. Vom dritten Jahre ab marschiert er tapfer mit auf Ausflügen in die Ruinen und Höhlen der Umgegend und macht einen Versuch, in den Hörselberg zu kriechen. Er sieht den Einzug der Königin Viktoria von England und erlebt, von der 'Affenkomödie' angefangen, alles mit, was an gesellschaftlichen und politischen Ereignissen stattfindet. Von den Ausflügen kam er oft durchnäßt, fiebernd, übermüdet, mit Erbrechen heim. Er sollte offenbar abgehärtet und zugleich geweckt und gesellig geschult werden. Vom sechsten Jahre ab besucht er häufig das Theater. Zu Weihnachten und auch sonst ist er zur Patin ins Schloß geladen. Der Siebenjährige wird ihrem Neffen, dem Prinzen Philipp von Württemberg, vorgestellt, der zu ihm sagt: 'Bedecken Sie sich, Monsieur.' Er nimmt Exerzierstunden bei einem Unteroffizier. Mit Bleisoldaten mag er nicht spielen, aber 'Räuber und Mörder', auf der Gasse (J. 1917)<sup>1</sup>. Wird der Polizeidiener sichtbar, stiebt alles mit dem Rufe 'Marburg kommt!' auseinander (Sp. 1924). Bei einem Kinderball der Prinzessin Linette Reuß lernt er die Freude des Tanzens kennen, der er die nächsten fünfzig Jahre leidenschaftlich ergeben bleibt. Mit kaum drei Jahren beginnt französischer Unterricht. Er konnte eher /232/ Französisch lesen als Deutsch, das er dann

---

<sup>5</sup> Vgl. das Hugo-Schuchardt-Brevier, herausgeg. von Leo Spitzer, 2. Aufl. Halle 1923.

<sup>6</sup> So wurde z. B. der Aufsatz 'Camoens — ein Festgruß nach Portugal zum 10. Juni 1880' innerhalb acht Tagen geschrieben und in blaue Seide mit Silberdruck gebunden, um als Widmung an den König von Portugal rechtzeitig anzulangen.



allein lernte. Auch sein erstes Schriftstück 1847 ist ein französischer Satz: *Mon cher père, j'ai joliment parlè Francais (so!) avec maman hier soir. Votre fils Hugo.* Auf solche mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen antwortete der Justizrat mit einem Silberstück oder mit Schokolade. Aus derselben Zeit sind auch die ersten Zeichnungen, die mit ihrer Genauigkeit und guten Beobachtung den Blick für 'Sachen' beweisen. Noch früher allerdings äußert sich das Interesse, das sein Leben beherrscht hat, der Sinn für Inschriften. Eine Zuckerdose der Großmutter mit Phantasiehieroglyphen ist sein liebstes Spielzeug, während er noch auf dem Boden kriecht. An dem Papier, in das des Justizrats holländischer Tabak gewickelt ist, lernt er holländisch buchstabieren. 1849 beginnt privater Lateinunterricht. Sofort macht er sich an die griechische Grammatik und trägt sich mit dem Entwurf einer Umarbeitung. Wie beim Griechischen zog ihn auch beim Hebräischen zunächst das Alphabet an. Schuchardt hat oft erzählt, daß ihn die Schulgegenstände nur reizten, ehe sie für ihn pflichtmäßig wurden.

Er war von Anfang an Eigenbrötler. Als er 1851 ins Gymnasium eintrat, fesselte ihn vor allem die nicht entzifferbare Inschrift auf dem Torbogen des Gebäudes, eines ehemaligen Klosters. Unvergeßlich blieb ihm die freudige Aufregung, als eines schönen Wintertages der in den Schriftfugen liegende Schnee die Inschrift weiß auf schwarz hervortreten ließ. Und er entzifferte: *Anno Domini*. Noch vor sein zehntes Jahr fällt eine mit großer Kinderschrift auf Linien geschriebene 'Geschichte der Polynesier', worüber er etwas gelesen hatte, mit 'Nachträgen und Anmerkungen über die Hieroglyphen' (so!), die er nachzeichnet, 'und die alte Sprache' der Insulaner. Eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1851 ist bemerkenswert durch etymologische Feststellungen, poetische Wendungen und Genauigkeit der Beschreibung. 1852, zum Leidwesen der Mutter schon in Tertia, sammelt er Münzen, Siegel, Wappen, wozu die Anregung von einer anderen Patin, der Hofdame Fräulein Marie von Studnitz kam. Er vertiefte sich in Stammbaumstudien — zwölfjährig verehrte er der Herzogin den ihren — und überhaupt in das Mittelalter, holte sich die Edda aus der Schloßbibliothek und war ein ziemlich schlechter Schüler. Die Mutter, die in Ems zur Kur weilt, bittet er, ihm einige Altertümer mitzubringen. Von der Sprachwissenschaft wende er sich jetzt ab, 'weil da für ihn zu viel Hindernisse seien'. Aber schon nach wenigen Tagen schreibt er ihr eine lange Auseinandersetzung über keltische Etymologien und über die Istävonen, nach der der kindliche Schluß überrascht: 'Deinen Brief habe ich noch nicht gelesen. Luise läßt Dich grüßen, Gott erhalt« Dich gesund und ich bin Dein Dich lieben/233/der Sohn Hugo Schuchardt.' 1853, aufgefordert, sich ein Buch zu wünschen, bittet er um ein geschichtliches, 'aber es soll genau sein, nicht allgemein'. In Gotha langweilt er sich. 'Meine Augen sehnen sich nach etwas anderem.' Noch den Siebziger erfüllen 'die Sehnsüchte nach unbestimmten Fernen' (N. 1912). Auf der Reise zur Großmutter Bridel in Dresden sprach 'ein alter interessanter Mann' über die Wenden bei Dresden, und er ruht nun nicht, bis er dem wendischen Gottesdienst beigewohnt hat. Die unbekanntete Sprache macht

den größten Eindruck auf ihn<sup>7</sup>. Dagegen langweilt ihn die Vogelsammlung. 'Wären sie in der Natur ... so würden sie mich freuen.' Kennzeichnend für sein ganzes Wesen ist das Interesse an der Gegenwart. 1874 erkundigt er sich über den Verbleib von silbernen Bechern. 'Nichts soll unnütz herumstehen, aufgehoben werden ohne Nutzen und Freude daran. Alles muß leben und sterben.' Dem Tischrücken im Hause der Großmutter muß er fernbleiben, da er als Ungläubiger die Handlung stört. 1854 in Bayreuth, möchte er den beträchtlichen Umweg nach Miltenberg a. Main machen, weil 'dort vier große Riesensäulen mit wunderlichen Inschriften sind, die kein Gelehrter entziffern kann'. Sein Stil ist trocken, pedantisch, kein Gefühl, keine Begeisterung. Doch bittet er den Vater, da seine Heimkehr sich wegen Halsschmerzen verzögert, in den Altertumsforscherverein zu gehen, die Reden anzuhören oder, wenn gedruckt, ihm zu verschaffen, 'da ich nicht gern etwas versäumt hätte, für was ich mich so interessiere'. Seine Schulaufsätze erhalten nur die Note 'Ziemlich'. Einmal gibt er statt der lateinischen Schularbeit ein leeres Blatt ab. Für sich studiert er mit unersättlicher Begier. Er kann nicht schlafen 'vor Lust, ein verlassenes Buch, eine verlassene Arbeit so bald als möglich wieder aufzunehmen'. Schon als Student in Jena 1861 denkt er mit Wehmut an diese Zeit geistiger Kraft, 'wo Phantasie und Pläne des Schlafes gleichmachende Bleihand länger zurückhielten'. Dabei wurde er seit 1857 häufig in Gesellschaft, zum Whist, zum Kasinoball mitgenommen, kommt um 4 Uhr früh matt nach Hause, spielt französisches Theater. Immer wird mit Befriedigung festgestellt, daß er 'sehr vergnügt' war, 'sich sehr amüsiert hat' usw. Der weltmännische Justizrat arbeitete ganz unverhohlen darauf hin, daß der Sohn gesellschaftlich glänze. Bei Festlichkeiten, besonders wenn der Hof anwesend war, mußte er Toaste in Versen und andere Ansprachen — oft im Kostüm — hersagen. Der von Natur schüchterne und verträumte Knabe fügte sich widerwillig. Damals wie späterhin bereitete es ihm die äußerste Schwierigkeit, zu einem vorbestimmten Zeitpunkt mit seiner Person hervor/zutreten. Auch ereignete es sich nicht selten, daß er stecken blieb und 'verstockter dummer Junge' gescholten wurde. 'Mein Vater suchte mich zum Streber auszubilden, es wurde aber nur ein Widerstreber daraus' (J. 1919). Eines fehlte in diesem anregenden Elternhause: es gab kein Klavier. Schuchardt nannte es im Alter den großen Fehlbetrag seines Lebens, daß er nicht musikalisch ausgebildet war (N. 1920). An Empfänglichkeit fehlte es ihm nicht, und er hörte Musik, so oft er konnte. Für seine sprachwissenschaftlichen Studien ist dieser Mangel ins Gewicht gefallen.

In den Oberklassen war er ein glänzender Schüler, 'primus omnium', mit dem der Lehrer privat Aristophanes las. Aus der Weltkarte, die Voß' Odyssee-Übersetzung beigegeben ist, schöpfte er die Anregung, Arabisch, Keltisch, Baskisch und Hieroglyphen zu studieren (J. 1917). Für Mathematik hatte er viel übrig, für 'Naturgeschichte' nicht. 1859 trägt er bei einer

---

<sup>7</sup> Bekenntnisse S.188.

Schulfeier ein selbstverfaßtes lateinisches Gedicht vor. Der Justizrat gibt 'einen Satz' in der 'Stadt Coburg'. Im Herbst desselben Jahres bestand er — siebzehnjährig — das Abiturientenexamen. Schon im letzten Schuljahr war ihm der Zwang des Schulunterrichtes schier unerträglich. 'Die Rezeption fremder Produkte will mir nicht so leicht gelingen wie vielleicht eigenes Produzieren'. Er glaubt im Untergrund der Seele an dichterische Begabung, und ein paar hübsche Gedichte sind dem Knaben gelungen. In späteren Jahren schrieb er Gelegenheitsverse voll Witz und Anmut, aber auch einige schwungvolle, kräftige Gedichte, wie das an Theodor Gartner (1913) oder das 'An die Portugiesen' überschriebene (1915). Seine dichterische Begabung floß in seine wissenschaftlichen Darstellungen, denen sie mitunter einen hohen künstlerischen Wert beimischte, so der Festschrift 'An Adolf Mussafia' (1905). Sein Feingefühl für die Form hat mannigfachen Ausdruck gefunden. 'Dem *dürft*' das *e* hinten abzuschneiden, kommt mir eben so grausam vor, als seinem Mitmenschen ein Ohr abzuschneiden' (1872). Er legte Gewicht auf leichtflüssige Darstellung und Lesbarkeit und schrieb auch in Tagesblättern oder 'halb'wissenschaftlichen Zeitschriften Aufsätze, in denen der wissenschaftliche Gehalt aller Schwere entkleidet ist. Sie wirken wie blumige Auen, in deren Hintergrund das Hochgebirge dräut. (Gesammelt in: Romanisches und Keltisches, 1886.) Die Leute wissen gar nicht, was eigentlich in einem solchen Feuilleton steckt, wie viel man wissen muß, was man gar nicht hineinbringen kann (1880). Obzwar Schuchardts sprachwissenschaftliche Begabung schon in den Knabenjahren unzweifelhaft war und er 1859 erklärt, sein Stern solle Wilhelm von Humboldt sein, 'der mit freiem Geiste das Wesentliche des Sprachbaues durchschaute', /235/ bestimmte ihn der Justizrat dennoch zum Rechtsstudium, und er begann im Winter 1859/60 in Jena juristische Vorlesungen zu hören. Am Ende des Semesters erklärte er jedoch dem Vater mit aller Entschiedenheit seinen 'Widerwillen dagegen (1893: 'ich erkenne die Jurisprudenz als Wissenschaft nicht an') und ging zur Philologie über. Er hörte schon seit dem ersten Semester Philosophie bei Kuno Fischer, Germanistik bei Schleicher, Aristophanes bei Göttling. Nun kam noch Logik und Paläographie dazu. Er zweifelt aber, ob er auf dem rechten Wege sei. Er möchte etwas ganz Neues erstreben, er ist vollgepumpt von Anregungen, möchte schleunigst fort, 'sein Eichen auszubrüten'. Er strebt nach Harmonie und Allgemeinheit und hat einen Schauer vor Philologen, die ihr ganzes Leben der griechischen Verslehre widmen. Nachdem er an seinem Geburtstag eine kindliche Freude empfunden, nun achtzehn Jahre alt zu sein, stört ihn im ruhigen Arbeiten am meisten die Frage, 'wie er wohl am besten die Studienzeit in jeder Beziehung genießen könnte', und das Wünschenswerteste erscheint ihm der Eintritt in eine studentische Verbindung. Damit trat er übrigens auch in die Fußtapfen seines Vaters, dessen flottes Studentenleben in Jena noch in Erinnerung stand, als er seinen Einzug dort hielt, und dem er äußerlich so glich, daß er an der Ähnlichkeit erkannt wurde. Wohl gerade in Erinnerung an die eigene Jugend gab aber der Justizrat seinem Drängen erst nach langem Zögern

nach. Nun springt er in das Korps Thuringia ein und verlebt äußerst vergnügte Zeiten. 'Stört mein Glück nicht, indem Ihr Euch Besorgnisse macht,' schreibt er den Eltern, 'sondern glaubt immer das Beste.' 'Mich reizt nicht das Materielle des Genusses, sondern nur das Ideale und Poetische des Vergnügens.' Er findet, daß 'Freundschaft und geselliger Genuß durch das Korpswesen vollkommen erreicht' wird. Die drei in Jena verlebten Semester sind 'ein lachendes Märchen'. Für seine Ausbildung kam tatsächlich nur Schleicher in Betracht, dessen geographische Verteilung der Sprachen ihm tiefen Eindruck machte, wenn er auch seine eigene Theorie der ineinanderfließenden Mundarten nicht unmittelbar aus Schleichers mehr botanischer Betrachtungsweise schöpfte, sondern 'durch Betrachtung der mundartlichen Verhältnisse' darauf gebracht wurde. Kuno Fischers schauspielerisch vollendeten Vortrag schätzte er anfangs sehr hoch ein, fühlte sich aber weniger angezogen, als er ihn längere Zeit hörte. Sowohl im Hinblick auf die allzu feuchtfröhliche Unterhaltung als auf die wissenschaftlichen Fortschritte empfahl sich der Universitätswechsel, und so bezog er 1861 zum Sommer-Semester Bonn, zunächst mit der strengen Weisung, sich von jeder studentischen Verbindung fernzuhalten. Eine Übertretung, die er sich zuschulden kommen ließ, bat er den Eltern in /236/ demütigster Form ab. Indessen durfte er später doch 'Hanseate' werden und verlebte auch hier eine reichlich heitere Zeit. Er studierte nun klassische Philologie bei Ritschl, den er als Lehrer wegen seines Plaudertones und der außerordentlich anregenden Art des Unterrichts am höchsten einschätzte. 'O. Jahn, ein so hervorragender Philologe, war in seinen Vorlesungen sterbenslangweilig. Er diktierte fast' (Sp. 1919). Schon in frühesten Zeiten legte Schuchardt mehr Gewicht auf gutes Zuhören als auf fleißiges Nachschreiben. Dieses sei nur für den Prüfungsaugenblick von Wert. Als Jüngster im Seminar erregte er einiges Aufsehen, gewann auch einen kleinen Preis und arbeitete über Plautus; nebenbei hörte er 'die so tröstliche' Kunstgeschichte bei Springer. Infolge einiger schwerer Paukereien und zerbrochener Fensterscheiben bekam er 14 Tage Karzer, die er zeitlebens zu den besten seines Universitätslebens zählte. Die völlige Ruhe und Kühle des Aufenthaltes — es war im August — gewährte ihm eine sonst nicht genossene Arbeitsmöglichkeit. Im Herbst 1862 nahm ihn der Justizrat nach Gotha zurück. Den maßgebendsten Eindruck der Bonner Studienzeit bildete eine Fußreise nach Trier, wo das Entziffern der römischen — vor allem der altchristlichen — Inschriften ihn zur Bearbeitung des Vulgärlateins als Thema der Dissertation begeisterte. Der öfters geäußerte Gedanke, es wäre ihm in der klassischen Philologie 'zu eng' gewesen und er hätte ihr darum den Rücken gekehrt, ist nicht stichhaltig. Nichts hätte ihn gehindert, in die klassische Philologie neues Leben zu bringen. Er besaß lebhaftere literarische Interessen und auch auf diesem Gebiet die Witterung für das Neue. 1870 schrieb er: 'Die ästhetisierende Richtung ist ganz aus der Wissenschaft verschwunden, oder sie wird sicher, wo sie noch vorhanden ist, verschwinden. Man ist ungeheuer radikal geworden, was jetzt anzieht und

interessiert, ist nur der wirkliche Zusammenhang der Dinge, sind die Gesetze, die Naturgesetze, die allen Erscheinungen, ohne Ausnahmen, zugrunde liegen. Am wenigsten aber sind diese Gesetze noch aufgedeckt in der Geschichte der Menschen, von welcher die Literaturgeschichte einen Teil bildet. Wie man früher die Geschichte der Menschheit in einer Reihe von Schlachten, Verträgen, Herrscherregierungen darzustellen glaubte, während diese Dinge Kleinigkeiten, Unwesentlichkeiten sind im Vergleich zu der Entwicklung des menschlichen Geistes, zu der Gestaltung von Nationalcharakteren unter Einfluß bestimmter natürlicher Bedingungen, zu dem Entstehen und Wachsen wissenschaftlicher Anschauung oder industrieller Betriebsamkeit — in ähnlicher, freilich nicht in gleicher Weise glaubte man früher die Literaturgeschichte abgetan zu haben, wenn man die Biographien der Schriftsteller und die Charakteristiken der Literaturerzeugnisse durch geistreiche *Aperçus* verbunden, in schöner, blumiger Rede vorgetragen hatte. Wir stehen jetzt erst am Anfang der Untersuchungen über die Gesetze, in welchen das geistige Leben der Völker ruht, und demjenigen, welcher Literaturgeschichte vorzutragen hat, erwächst die schwierige Aufgabe, alle die Zusammenhanglosigkeiten und Ungewißheiten geschickt zu übertünchen oder offenherzig Gedankenstriche und Fragezeichen zu setzen.' Aber er war weder auf dem Gebiet der Literaturgeschichte noch der Ästhetik noch der Textkritik schöpferisch veranlagt. So blieb die in Rom vorbereitete Ausgabe der 'Vita di Cola di Rienzi' in römischer Mundart liegen. Sehr kennzeichnend ist die Äußerung des Privatdozenten, daß er über Ariost, Petrarca und Tasso keine Kollegien halten könne, weil sie, zu eintönig und langweilig, nach fünf Stunden erledigt seien. Dagegen wäre Boccaccio sprachlich und sachlich der wichtigste Schriftsteller.

Er war ein Beobachter der Volksseele, wie sie sich im Reden, in der Redensart, in dem Verhältnis von Ding und Bezeichnung äußert. Die Volksseele sprach aus den alten Inschriften deutlicher zu ihm als aus der Kunstdichtung. Es war Schuchardt nicht gegeben, neben hundert anderen *das* gleiche Feld zu pflügen. Ihn reizte das Abgelegene. Das Vulgärlatein war zugleich ein neues Problem für die Beobachtung und voll saftigen Lebens für den, der mit so viel Phantasie zu lesen verstand. So kam er gewiß ohne die bestimmte Absicht des 'Umsatteln's in ein anderes Fach, das ihn zugleich der Gegenwart näher brachte, für deren Beobachtung er mehr Sinn und Befähigung hatte als für die der grauen Vergangenheit und der besternten Wortformen. Nach zweijähriger hingebungsvoller Arbeit legte er sein Buch 'Der Vokalismus des Vulgärlateins' (lateinisch abgefaßt, nur der Anfang gedruckt<sup>8</sup>) der Universität Bonn vor. Die Beurteilung sprach von 'stupender Gelehrsamkeit, nicht nur aner kennenswertem, sondern sogar staunenswertem Fleiß in der Behandlung eines so jugendliche Kräfte übersteigenden Themas'. Dem Stoffe der Dissertation entsprechend wurde

---

<sup>8</sup> *De sermonis Romani plebei vocalibus*. Bonn 1864. 23 S.

Diez zum Mitprüfer bestellt. Schuchardt lernte ihn kennen, als er zur Ablegung der Prüfungen nach Bonn berufen wurde (Mai 1864). Ritschl war teils enttäuscht über den Weg, den dieser hoffnungsvolle Schüler einschlug, teils fühlte er sich schon jetzt von ihm in mancher Hinsicht überflügelt. Er war gereizt und das Verhältnis blieb gespannt. Schuchardt war — merkwürdigerweise — überrascht, daß die Prüfung aus klassischer Philologie in lateinischer Sprache vor sich ging. Das hinderte ihn, so gut zu antworten, als er gekonnt /238/ hätte. Bei Diez glänzte er<sup>9</sup>. Das Werk, das nun in deutsche Sprache umgegossen und erst 1867 wirklich vollendet wurde, gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert. Es eröffnete ihr ein neues Gebiet und eine neue Methode, nach der Schuchardt mit Klarheit und Strenge den unübersehbar reichen Stoff ordnete. Er gab damit der Romanistik festen Boden unter die Füße und schuf ohne Vorbild die Grundlage für alle späteren derartigen Arbeiten. Ein halbes Jahrhundert später (J. 1917) bezeichnete er als den Wert dieses Werkes, 'den unförmlichen Block des Vulgärlatein ins Rollen gebracht zu haben'. Die Wissenschaft ist, zum Teil von Schuchardt selbst beeinflusst, seitdem, neue Wege gegangen. Aber der 'Vokalismus', und besonders die Einleitung, ist die nicht wegzudenkende Voraussetzung aller weiteren Stufen.

Als das Buch erschien, stand der Fünfundzwanzigjährige mit einem Schlage in der Reihe der ersten Gelehrten. Der Justizrat hatte gedacht, er werde gleich nach dem Doktorexamen die Oberlehrerprüfung machen. Schuchardt versichert, daß es ihm an den wichtigsten Kenntnissen dazu fehle (Griechisch, Lateinisch, Geschichte), es habe ja noch ein Semester Zeit. Er sehnte sich, nachdem er innerhalb fünf Jahren nur kurze Erholungsfahrten nach Sylt, Borkum und in die Umgegend gemacht hatte, das 'einförmige, düstere Gotha' zu verlassen. 'Wenn ich zu Hause oft so wenig liebenswürdig war, so lag dies an einem Zwiespalt meiner selbst,' schreibt er kurz darauf, 'einerseits du hast es gut, andererseits mir fehlte etwas Bedeutendes, das wirkliche Leben, eine lächerliche Sehnsucht nach Fremdartigem, Neuem, Wechselvollem, nach Poesie des Lebens.' Er begab sich im Frühjahr 1867 auf ein halbes Jahr nach Genf, um Französisch zu lernen und Land und Leute anzusehen, und von da nach Italien. Er würdigte zwar den Wunsch des Justizrates, ihn baldmöglichst auf eigenen Füßen zu sehen, beschwor aber die Eltern, ihn nicht 'durch seine Jugend zu hetzen' und ihm den ersehnten Aufenthalt in Italien nicht zu beschneiden. Seine Bemühung, sich durch irgendeine Stellung in Rom selbständig zu machen, blieb erfolglos. Er hat immer Pech. 'Das Leben bereitet mir Kampf, das Gute kommt nur von euch' (1868).

---

<sup>9</sup> Die Prüfung, die er unter Zahnschmerzen ablegte, dauerte 4 Stunden: I. Das Magisterexamen, je eine halbe Stunde Naturwissenschaft, Geschichte, Philosophie, Mathematik ("alles befriedigend"). II. Das Doktorexamen, je eine Stunde klassische Philologie (bei Jahn, der zufällig an der Reihe war) und romanische Sprachen (bei Diez). 'Der Pedell versicherte mir: "ein ausgezeichnetes Examen".'

Dennoch durfte er bis April 1869 in dem heißgeliebten Lande bleiben. 'Was Italien anbelangt, geht der Kopf etwas mit dem /239/ Herzen durch' (so! 1875). Das deutsche Gemüt ist Ursache, daß uns Italien so gut gefällt. Einem Italiener mit deutschem Gemüt müßte Deutschland noch besser gefallen (1868). In Rom besonders war er so festgewachsen, daß er die Trennung gar nicht ins Auge zu fassen vermochte. 'Wenn nur die Sonne nicht scheint, wenn ich wegfahre. Es bräche mir das Herz.' Er studierte in Rom vor allem die Inschriften, nahm an den epigraphischen Übungen bei Henzen und den '*Giri*' unter Führung Helbig's teil, widmete sich aber im ganzen weniger den Ruinen und der bildenden Kunst als der lebenden Sprache, der Beobachtung des Volkscharakters, der römischen Mundart und Volksdichtung, worüber später die in ihrer Art wieder neuartigen, aufsehenerregenden Arbeiten entstanden. Schon in Sylt wie in Genf und in Rom hat Schuchardt auch später überall, wo ihn seine mannigfachen Reisen hinführten, sein Hauptaugenmerk auf die Menschen gerichtet. Er bewaffnete sich mit Empfehlungsschreiben, suchte überall neue Anknüpfungspunkte und besaß bald Beziehungen zu allen irgend bedeutenden Männern sowohl in seinem Fach als auch auf anderen Gebieten. Er setzte sich zu den Kutschern in ihre Kneipen, nahm an allen Volksbelustigungen teil, ging täglich in die Predigt oder ins Theater, besuchte bürgerliche und aristokratische Salons und war bemüht, sich der Art der Leute anzupassen, unter denen er lebte. In Südspanien lernt er Seguidilla tanzen und Kastagnetten schlagen und verkehrt mit den Zigeunern. 'Ich bin Sevillaner geworden,' schreibt er 1879, 'und das Gefühl, heimisch und vertraut an einem Ort zu sein, überwiegt bei mir den Reiz der Neuheit.' Der Zweck der Reise sind nicht die 'Baedekersehenswürdigkeiten', Bilder und Bibliotheken. Ein großer Genießer und guter Beurteiler von Gemälden (auch von denen der neuen Richtung), hält er es doch nicht aus, mehr als ein Dutzend auf einmal zu sehen. Hingegen wird er nicht müde, Bilder des Straßenlebens, der Volkssitten aufzunehmen. Meistens fand er freundliches Entgegenkommen, 'weil er nicht die Arroganz und Steifheit so mancher deutscher Gelehrten besitze' (1878). Schon in Genf wurde ihm versichert, er hätte alle Vorzüge der Deutschen ohne ihre Fehler. Sein Hauptgrundsatz auf Reisen war Gemächlichkeit. Er beschwört die Eltern bei dem Plan zu einer gemeinsamen Sommerreise, nur kein Hetzen, kein Herumfahren nach rechts und links. Nur so werde ein vernünftiger Reisegenuß, nicht bloß ein eingebildeter, erzielt. 'Es gibt kein verrückteres Wort als *time is money*. Man muß mit der Zeit umgehen, als ob man unendlich viel davon hätte' (1880). Seine Abneigung gegen allen Zwang äußerte sich auch darin, daß er gern ohne jeden Plan, vor allem ohne Zeitbindung reiste. Er kam auf ein paar Tage und blieb Wochen. Dies um so mehr, /240/ als sein Befinden ihm mitunter lange Zeit jede Genußfähigkeit raubte. Er ist z. B. 1883 acht Tage in Rom ohne jeden Eindruck. Andererseits hatte er auf seinen Fahrten meist bestimmte Ziele im Auge, die er doch erreichen wollte. So brachte er von den Reisen nach Wales (1875), ins Baskische Gebiet (1887), nach Assuan (1903) nicht geringe wissenschaftliche

Ausbeute heim, ganz abgesehen von den wiederholten Ausflügen ins Engadin und ins Friaulische Land u. a., wo er seinen Fischereistudien nachging, um die Geschichte des Wortes *trouver* zu stützen (Romanische Etymologien II).

Seine Liebe zur Natur war außerordentlich. Er hatte sie von beiden Eltern geerbt, und sie war seit frühester Kindheit geweckt worden. Ob er das Albanergebirge oder die Alhambra ('d a s Paradies') vor sich sah, das Meer oder das 'unermeßliche' Grün vor seinen Fenstern in Graz, er lebte im Naturgenuß. 'Das Schönste ist doch, wenn die erste Primel kommt' (Sp.). 'Auch ein so alter Mensch, wie ich bin, denkt, im Frühjahr müsse mit ihm äußerlich etwas Besonderes geschehen, er müsse gleichsam ausschlagen' (1892). In Madrid hat er eine Sehnsucht aus der Stadt nach der 'Vegetation'. In Halle leidet er ganz besonders an der 'gräulichen' Umgebung, während in Graz schon die Magnolien des Stadtparks sein tägliches Interesse in Anspruch nehmen. Von einem schönen Punkt kann er sich oft gar nicht trennen. Wiederholt klagt er, daß das schöne Wetter ihn beim Studieren störe. Es dulde ihn einfach nicht in der Stube. Und der Fünfundachtzigjährige schreibt entzückt von der prächtig ins Schlafzimmer hereinflutenden Sonne. Nie war er ein Langschläfer. Er begann um 6, oft auch schon um 3 Uhr morgens zu arbeiten. Bewegung im Freien war ihm ein Bedürfnis, und zwar in jeder Form. Er war ein guter, eleganter Reiter und Schlittschuhläufer, schwacher Fußgeher, schlechter Schwimmer. 1897 begann er noch Rad zu fahren und liebte diesen Sport sehr.

Nach der Heimkehr aus Italien 1869 ging Schuchardt daran, sich zu habilitieren. Als Habilitationsschrift reichte er ein 'Über einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen', nunmehr ganz auf dem Gebiet der Romanistik und der 'naturwissenschaftlichen' Sprachbetrachtung:

'Im ganzen bin ich stolzer darauf, romanischer, als klassischer Philologe zu sein. Die Hauptsache in der Wissenschaft ist Methode, und die Methode ist am meisten ausgebildet in den Naturwissenschaften, so daß ich das Studium dieser unbedingt über das der klassischen Philologie stelle. Die klassische Philologie überhaupt ist ein Rostfleck in unserem ganzen, wissenschaftlichen System: sie stellt keine organische Einheit dar, sondern ist ein Konglomerat von allen nicht prinzipiell, sondern nur zufällig /241/ zusammenhängenden Gegenständen. Prof. Leskien und ich verwahrten uns daher auch neulich gegen die Betitlung "Philologen" bei Tisch, uns ist die Sprache die Hauptsache, die Literatur Nebensache; und als Sprachwissenschaftler gehören wir zu den Naturwissenschaftlern.' (1870.)

Später, als die 'naturwissenschaftliche' Richtung in der Sprachwissenschaft allzu starre Formen annahm, wandte er sich bekanntlich dagegen. ('Über die Lautgesetze', 1885.) Lautgesetze sind Formeln zur Erfassung der Vorgänge. Den Lautgesetzen der 'Junggrammatiker' stellt Schuchardt, wie Wundt, die soziale Auffassung der Sprache gegenüber. Schon 1870 bedauert er den allgemeinen Irrtum, 'von Gesetzen zu sprechen



und höchstens Ausnahmen gelten zu lassen, statt uns immer das Verhältnis von Ursache und Folge zu vergegenwärtigen'.

In der Probevorlesung 'Über die Klassifikation der romanischen Mundarten' ging er mit Scharfsinn an eine noch ungeklärte Frage und beseitigte mit wissenschaftlichem Mut die bisherigen Ansichten von den festumgrenzten Sprachgebieten, um Platz für die neue Anschauung von dem Verschwimmen der Grenzlinien zu gewinnen. Damit hat er bereits, vom Romanischen ausgehend, das letzte und größte Problem der allgemeinen Sprachwissenschaft ins Auge gefaßt: Sprachverwandtschaft und Sprachursprung.

Der 'Oberlehrerplan' war mittlerweile in die Versenkung gefallen. Schuchardt als Schullehrer ist eine groteske Vorstellung. Es fehlte ihm alles zu dieser Laufbahn. Er war nicht nur unbegabt für den Unterricht, er war seiner ganzen Natur nach das Gegenteil eines Lehrers. Alles Systematische war ihm verhaßt. 'Im Systemisieren selbst liegt eine Fehlerquelle'<sup>10</sup>. 'Was ist Methode? Sein bestes Können kann Einer nicht übertragen, nur Äußerliches, Förderliches. Wenn die Methode von jedem erworben werden kann, so ergibt sich schon daraus ihre Minderwertigkeit' (Sp. 1916). 'Vor allem hat das selbst Gefundene mehr Wert als das Vollkommenere, das fremdem Gehirn entsprungen' (J. 1918). '*Parva sed mea* wird sein Lieblingsspruch. Als seine Lehrer erkennt er ausschließlich die an, die ihn angeregt haben, daher will er den Vokalismus Schleicher, Ritschi und Diez widmen. Aber Schleicher lehnte bescheiden aus formellen Gründen ab. Er erkannte sich nicht in dem ehemaligen Hörer. Und Schuchardt fügt hinzu: Hätte Schleicher auf mich bestimmend gewirkt, so wäre ich wohl Germanist geworden (J. 1917). Ritschl nahm gespreizt und ungern an. 'Er erkannte in meinem Geisteskind nicht seinen Geistesenkel' (J. 1917). Der bescheidene, liebenswürdige /242/ Diez dankte für die 'unverdiente' Ehre. Als seine Lehrer bezeichnet er in diesem Sinne Corssen und Ernesto Rossi. Der Begriff 'Schule' war ihm zuwider, besonders durch die Ritschlianer. Als er dem Drängen des Justizrates nicht länger widerstehen kann — es 'ist so schwer, mit Anstand die Rolle eines Lernenden mit der eines Lehrenden zu vertauschen' — und sich 1870 in Leipzig (unter Ebert, Ritschl, Zarncke) habilitiert, bekommt er vor jeder Vorlesung Aufregungszustände. Bei der Antrittsvorlesung in Halle (1872) hat er tagelang vorher Fieber, Herzklopfen, Schlingbeschwerden, Todesangst, Wallungen. Nachher Halsschmerzen, und er ist, weil er die Aufmerksamkeit krampfhaft auf den Gegenstand richten muß, um nicht den Faden zu verlieren, zwei Tage vollkommen erschöpft. Diese Zustände wiederholten sich, fast mit gleicher Stärke vor und nach jeder Vorlesung und milderten sich in späteren Semestern nur dadurch, daß er von vornherein die Augen nicht von dem vollkommen ausgearbeiteten Konzept erhob und sich so der Gefahr des Steckenbleibens entzog, das ihn unausweichlich zum

---

<sup>10</sup> Slavo-Deutsches und Slavoitalienisches, S. 347. Archiv f. n. Sprachen. 154.

Abbrechen der Vorlesung genötigt hätte. Improvisiert spricht er fließend frei. Bei der angesetzten Vorlesung kann er sich nicht auf sein Gedächtnis verlassen, muß alles immer wieder nachschlagen, auf dem Papier haben. War er unwohl, so mußte vor allem die Vorlesung abgesagt werden. Wiederholt nimmt er ein bis zwei Semester Krankenurlaub, 1900 geht er in Pension und atmet auf, daß er 'nicht braucht in die Schule zu gehen, um zu lehren, oder genauer gesagt, sich nicht beständig wegen Schulversäumnis zu entschuldigen' (B. 1900). Er litt, solange er aktiv war. Seit 1882 ließ er die 'Vorlesungen' überhaupt beiseite und hielt nur 'Übungen'. Diese Form des Unterrichts schien ihm auch grundsätzlich die einzig richtige. Er beschränkte sich nunmehr auf Gegenstände, über die er unvorbereitet sprechen konnte. Die Hauptsache war, daß ihm die wissenschaftliche Forschung unendlich höher stand als das Lehren. Der große Widerwille Schuchardts gegen unseren ganzen Hochschulbetrieb, gegen die 'Vorleserei', die 'Vortragswut', ist nicht nur im Sachlichen allein begründet. Er hängt mit seiner persönlichen Veranlagung zusammen. Es ist nur zu begreiflich, daß seine Hörerzahl immer sehr klein war. Sie fiel stetig, in Graz kam es zu einem italienischen Kolleg, das er 'Einem vorlas'. Er läßt die Hörer in seine Wohnung kommen, da ihn auf dem Weg ins Kolleg oft Schwindel befällt. Mit fünf oder sechs ist er sehr zufrieden. Erscheinen mehr, ist es eine Verlegenheit wegen der Stühle. Sogar im Hörsaal fürchtet er, bei mehr als acht Hörern wäre die Luft dumpf. Es kamen zumeist fortgeschrittene Studenten zu ihm, denen er niemals schulmäßiges Wissen übermittelte, aber die größte An/243/regung bot. Der Zauber seiner Persönlichkeit durchleuchtete ihr Leben. Der nicht Schule machen wollte, hat jedoch seine Arbeitsmethode und seine Ziele einer so großen Reihe von wissenschaftlichen Arbeitern aufgeprägt, daß man sehr wohl von einer Schuchardtströmung in der Sprachwissenschaft reden kann. Für einzelne seiner Schüler setzte er sich mit Energie ein. So kämpfte er um Farinellis Zulassung zur italienischen Professur in Innsbruck und förderte den originellen, hochbegabten ungarischen Volkskundler Katona. Für wissenschaftliche Auskünfte war er immer zu haben. Er war ein milder Prüfer und rühmte sich, mit den dummen Strebsamen Mitleid zu haben (Sp. 1923). Alle Fragen der Universität und der Mittelschule beschäftigten ihn. Er war 'für die Beseitigung und Zurückdrängung des Griechischen' (1886), für Einschränkung im Gebrauch des Atlas Linguistique bei Lehramtskandidaten. 'Forschung und Lehre lassen sich nicht gut vor denselben Karren spannen.' Also lieber mehr Literatur, weniger Sprachforschung (Sp. 1922).

Kaum hatte Schuchardt die Schrecknisse der ersten Vorlesungen überwunden, als der Deutsch-Französische Krieg ausbrach. Schuchardts mächtiges Temperament äußerte sich ganz besonders lebhaft in politischen Dingen. In Sylt und Borkum beschäftigt er sich schon mit der Dänenfrage, nimmt innersten Anteil an den Kriegen von 1864 und 1866, wo besonders 'die Unnatur des Bruderkrieges auf ihn wirkt, und an dem Werden des Deutschen Reiches. Als Sohn eines so kleinen Staates, sagt er selbst, 'war ihm der Blick auf das Ganze des Vaterlandes nicht verammelt. Man kann

singen "Ich bin ein Preuße", aber nicht "Ich bin ein Sachsen-Koburg-Gothaer"<sup>11</sup>. Er fühlt preußisch und ist in Rom gehoben über die Wertschätzung des Preußischen in Italien. 'Es ist die Mission Preußens, dem deutschen Namen im Ausland zu Achtung und zu Glanz zu verhelfen' (1868). Schon in Genf, als er die Bekanntschaft von Gaston Paris macht, beeinflusst dieser bezaubernde Edelmensch — in langer Zeit hat ihm niemand einen so angenehmen Eindruck gemacht — sein Urteil über die Franzosen im allgemeinen doch nicht. 'Man kann gut sagen, das französische Volk will den Krieg nicht, es sind nur die Journalisten, die so schreien...' 1870 ist es ihm klar, daß der Krieg den Franzosen aufgenötigt sei, um wie viel mehr den Deutschen. 'Wer die Zeit vor 1870 nicht als Erwachsener miterlebt hat, kann eigentlich gar nicht mitreden,' schrieb er 1921. (Sp.) Er möchte sich sofort zum Heeresdienst melden. Alles andere tritt zurück. 'Ich glaube, wenn man auch von größeren Sorgen nicht so präokkupiert wäre, daß einem grammatische Ex/244/positionen jetzt fast kindisch vorkämen. — Der einzelne Mensch und ganze Nationen haben in gewissen Augenblicken das Recht, ja die Pflicht, leidenschaftlich zu sein; wann soll je der Patriotismus sich kund geben, wenn nicht in einem solchen Augenblick, wo uns so frech der Fehdehandschuh hingeworfen worden ist!' (16. Juli 1870.)

Schuchardt sah bald ein, daß er nur Sanitätsdienst leisten könnte, und mußte wegen seiner unzuverlässigen Gesundheit sogar auch davon Abstand nehmen. Mit Leidenschaft verfolgt er die Ereignisse. Dabei war jeder Hurratriotismus seinem tief ehrlichen Empfinden wie seinem tiefblickenden Verstand von jeher verhaßt. Schon in Jena beobachtet er, daß 'diejenigen Studenten, die viel politisieren und bei nationalen Gelegenheiten sich als Redner zeigen, gewöhnlich die ärgsten Renommisten und Schwätzer sind, die ärgsten Schlappschwänze, die in der Achtung jedes ordentlichen Kerls sehr gering stehen'. Die Entwicklung des Reiches erfüllte ihn seit 1866 mit ebensoviel stolzer Genugtuung als bald nach 1870 mit ernster Besorgnis. Er geriet mehr und mehr in einen Gegensatz zum spezifisch Preußischen, der tief in seiner Natur begründet war und sich noch kräftiger entwickelte, als er nach zwei Semestern Lehrtätigkeit in Leipzig, wo er sich im ganzen recht wohl gefühlt hatte, und zwei Semestern Krankheitsurlaub, die Professur in Halle erhielt (1872). Auch Straßburg kam in Betracht, und Schuchardt bat Mommsen um seine Fürsprache. Bezeichnend für das geringe Verständnis, - das damals dem Vulgärlatein entgegengebracht wurde, antwortete das 'Rauhbein', es käme doch vor allem darauf an, was er im Fach des eigentlich Romanischen geleistet habe, wovon wiederum er (Mommsen) nichts verstehe (J. 1917). Halle sagte ihm rein physisch nicht zu. Er fühlte sich äußerst unbehaglich und begrüßte daher den Ruf nach Graz (Juni 1875), der von Johannes Schmidt ausging, mit großer Freude. Aber die Eltern wünschten ihn nicht nur in ihrer Nähe, sondern auch 'im Vaterlande', und die Autorität des Vaters, der gegen Schuchardts Willen alle seine Beziehungen in

---

<sup>11</sup> Bekenntnisse S. 181.

Berlin aufbot, vermochten den Sohn, einen Schritt zu tun, den sein naives Ehrlichkeitsgefühl sofort lebhaft bereute: er machte im Berliner Ministerium den Ruf nach Graz geltend, um ein höheres Gehalt in Halle zu erlangen. Es wurde bewilligt. Beschämt über den Vorgang und betrübt über das Ergebnis, ersucht er den Justizrat, die Absage nach Graz zu übermitteln. Er könne sie nicht schreiben. Die längst beschlossene Reise nach Wales, die er nun antritt, wird ihm durch den Gedanken an die Ablehnung getrübt. Während er in Wales unerhört gefeiert und auf der Eisteddfod als Barde dritten Grades aufgenommen wird, wofür er in kymrischer Sprache eine be/245/jubelte Dankrede hält, bohrt ihn die Reue über die Absage, er bittet, nicht über Graz mit ihm zu sprechen. 'Es ist eine viel tiefere Wunde, als ihr denkt.' Mit dem ihm eigenen Überschwang der Empfindung sieht er sich nach der Rückkehr in Halle — und in Preußen überhaupt — in einem trüben Gefängnis: 'Leicht atmet man nicht, glücklich lebt man nicht. Der Mensch ist zu sehr Maschine. Es kommt mir vor, als ob ich mein Lebensglück verscherzt hätte.' Alles drängte ihn nach Graz: das Temperament, das dem preußischen so widerstrebt. Studium, Gesundheit, alles, was er zum Leben braucht. In der für ihn immer besonders trostlosen Stimmung um Neujahr faßt er heimlich einen raschen Entschluß. Er knüpft die Verbindung mit Graz wieder an. Es ist noch nicht zu spät. Diesmal mußten die Eltern sich fügen. Das Entlassungsgesuch begründet er mit Gesundheitsrücksichten.

Er kam im Herbst 1876 nach Graz, und die Begeisterung, die sein neuer Aufenthaltsort in ihm weckte, ist in den 50 Jahren, die er nun dort zubrachte, nicht versiegt: Graz vereinigt die Alpen und Thüringen mit Italien. Das Theater erinnert an das römische. Das Publikum gefällt ihm und die Frauen. 'Selbst die nicht Hübschen sehen, wie in Frankreich und Italien, durch Haltung, Kleidung und Ausdruck angenehm aus, während bei uns so viele Hübsche es dahin zu bringen wissen, unangenehm auszusehen.' 1910 (N.) schreibt er voll Überzeugungstreue: Graz ist wirklich entzückend, und 1927 fallen seine letzten Blicke mit unveränderter Liebe auf die reizende Landschaft, das liebe Land. Es war etwas wie Wahlverwandtschaft, was ihn nach Österreich zog. Nie sind wärmere Worte über Land und Volk und Staat gesprochen worden. 'Deutschösterreich hat tausend Jahre zu Deutschland gehört, tausend Bande und tausend Schwüre ketten es an dasselbe. Ist wirklich ein diplomatischer Akt fähig, diese uralte Beziehung zu zerreißen? Beruht wirklich das Vaterland mehr auf der Einheit der Münze, der Rechtspflege, der Pickelhaube usw. als auf dem gemeinsamen Leben der innigsten Fibern? Mein Vaterland ist ein Vaterland des Herzens und nicht des Verstandes. Seine Grenzen sind nicht die, an welchen unsere Feldherren, sondern die, an welchen unsere Dichter stehen' (1877). 'In Österreich herrscht weit mehr wahrer Liberalismus als bei uns, und ich begreife vollkommen, wie unbehaglich es einem Österreicher sein muß, der aus dieser freien und heiteren Atmosphäre in norddeutsche Luft versetzt wird.' 'Es ist alles hier so hübsch bummelig, und keiner drückt mit seinen Ansichten und Ratschlägen so auf die anderen wie bei uns in Norddeutschland.' 'Nach Süden

zu wird der Mensch menschlicher und das Leben lebendiger.' 'Es gefällt mir in Österreich so gut, daß ich wahrscheinlich selbst unter sehr glänzenden Bedingungen nicht nach Preußen zurück/246/kehren würde.' Der Fall trat 1890 ein: Er erhielt einen äußerst ehrenvollen Ruf nach Leipzig, den er der Mutter zuliebe annahm, wenn er sich entschließen könnte, Österreich zu verlassen. 'An Österreich fesselt mich die Dankbarkeit, und die ist mehr wert als ein äußerlicher Patriotismus, äußerlich, denn ich bin hier ein ebenso guter oder schlechter Deutscher als in Deutschland. Die angenehmsten und angeregtesten Jahre meines Lebens habe ich in Österreich zugebracht, die von Leipzig sind kaum, die von Halle gar nicht damit zu vergleichen.' Einem jungen unzufriedenen Österreicher, der auswandern will, schreibt er 1917: 'Ich meine, wie es einen Dank vom Hause Österreich gibt, so auch einen an das Haus Österreich.'

Kaum angekommen, steht er mitten im Grazer Leben, knüpfen ihn Freundschaftsbande — darunter lebenslängliche — an die Kollegen, ist er erfüllt von den dortigen Interessen. 'Ich will hier meine Wurzeln schlagen. Ich bin jetzt Österreicher und muß es sein' (1877). Ehe er 1878 in den Ferien mit den Eltern zusammentrifft, warnt er: 'Sollte man irgendeine spöttische oder abfällige Bemerkung über Österreich machen, so könnte es wohl Krakeel geben. Ich halte Österreich für das bestverleumdete Land in Europa.' Da er nun an ganz andere Redefreiheit gewöhnt ist als in Deutschland, schlägt er einen bayrischen Ort nahe der Grenze vor, damit er sich im Bedarfsfalle sofort in Sicherheit bringen könne.

Nicht nur die Wahlheimat umfaßte er mit warmer Liebe, auch innerhalb Österreichs gab es keine Ortsveränderungen mehr für ihn. Als Mussafia, damals kränker als in späteren Jahren, ihm 1878 vorschlägt, mit ihm zu tauschen, lehnt er es unbedenklich ab, obzwar er von Wien entzückt ist. Eben deshalb. Man hätte halb soviel Zeit und dafür die doppelte Verpflichtung im Amt. Dazu reichten seine Kräfte nicht. Einen Ruf nach Budapest schlug er umgehend aus, trotzdem er die Ungarn liebte und ihm die Stadt ungemein gefiel.

In den ersten Jahren seines Grazer Aufenthalts spielte bei seinen Äußerungen häufig — vielleicht unbewußt — der Gegensatz zum Vater mit. Er versichert zwar, seine Anhänglichkeit an die Heimat werde nicht gemindert, aber es genügt ihm nicht zu jauchzen, wie glücklich er sich in Graz fühle. Es kommt immer ein unliebsamer Vergleich hinzu: Militärmusik zieht täglich durch seine Straße. 'Wie entzückend, mit welcher Verve die Kerle spielen! Wie fällt unsere Militärmusik dagegen ab' (1877). 'Österreich muß man lieben, Preußen kann man lieben, wenn man in der Wiege dazu befähigt worden ist.' Im Abgeordnetenhaus werden vortreffliche Reden gehalten (von Hausner und Pachler); wie farblos ist dagegen Lasker!' (1878). In späteren /247/ Jahren war er so verösterreichert, daß er es an den in Österreich üblichen Schimpfereien über alles Österreichische nicht fehlen ließ. 'Energie und rücksichtsloser Gerechtigkeitssinn sind in Wien ziemlich

unbekannte Dinge. Eine schlappe, farblose Bonhomie, lauter Opportunität, Schlamperei.' (Die Hofbibliothek hatte Schwierigkeit bei der Bücherentlehnung gemacht! 1882.) Auch gefällt ihm an einer Hamburgerin 'jene nordische Zurückhaltung und Herbigkeit, da ich nun hier genugsam das Gegenteil kennengelernt habe'. 'In Ungarn gibt es viel Geld für Schulzwecke. In Österreich hapert es immer' (1885). Die Gegensätzlichkeit zu Preußen blaßte naturgemäß ab, als er der preußischen Atmosphäre (— immer nur Zucht, Disziplin, Ordnung, als ob das das Höchste wäre! —) entrückt war. Zum größten Teil entsprangen seine Bedenken gerade seiner Liebe zu Deutschland, die sein ganzes Leben lang unabänderlich in heißen Flammen schlug. 'Im Herzen bin ich sehr deutsch gesinnt. Aber zunächst gehört für mein Gefühl Deutschösterreich auch noch zu Deutschland, und sodann bin ich mit der jetzigen Physiognomie des "neuen Reichs" nicht allzusehr zufrieden. Man blickt auf zuviel Unerquickliches. Das niedere Volk scheint an Roheit zugenommen zu haben, unter den Gebildeten herrscht zum Teil ein unerträglicher Chauvinismus, in den oberen Sphären ist der Gerechtigkeitssinn verlorengegangen' (1876). 'Nicht ich habe mich Deutschland entfremdet. Es hat sich mir, anderen, sich selbst entfremdet' (1878). Wie die Mehrzahl der humanistisch gerichteten Köpfe war Schuchardt vor allem enttäuscht über das Ausbleiben des Aufschwunges nach dem Siege. Er übersah, daß der Aufschwung nur eben kein literarisch-geisteswissenschaftlicher war, sondern ein technisch-industrieller. Er kommt zu der Überzeugung: Ein Krieg kann nie nützen (1878). Manöver findet er lächerlich. 'Selbst der wirkliche Krieg ist für mich in erster Linie eine Dummheit und dann eine Schlechtigkeit' (1881). Bei Gelegenheit einer Bismarckschen Rede über Rußland und den Balkan Februar 1887: 'Alles, was dem Frieden zuliebe geopfert wird, ist doch im Verhältnis gering ... Sollten wir denn hier in Österreich eifersüchtig den Einfluß auf der Balkanhalbinsel wahren oder Ihr in Deutschland die Antipathie gegen Rußland offen zur Schau tragen, um den blutigsten Weltkrieg zu entfachen?' Wie in diesem Ausspruch hat Schuchardt, der dauernd regsten Anteil am politischen Leben nahm, oft Zeugnis von ungewöhnlichem politischem Scharfblick und geradem Gerechtigkeitssinn gegeben. Kaiser Maximilian von Mexiko soll hingerichtet werden. Schuchardt ist 'kein Freund der Republik, der mexikanischen Halbwilden, ihrer Grausamkeit und Formlosigkeit'. Indessen ist 'diese Hinrichtung nicht grausamer als alle anderen Hinrichtungen. Sie erregt das allgemeine Mitleid, weil es sich um einen Prinzen handelt.' 'Ein Herrscher erntet so vieles, was er nicht gesät hat, es muß dies im Bösen wie im Guten gelten. Wenn Maximilian an vielen Füsilladen unschuldig ist, so ist er doch für sie verantwortlich. Im umgekehrten Fall wäre Juarez erschossen worden, und die Europäer hätten nichts darüber gesagt' (1867). Er vermerkt, daß das österreichische Militär viel bescheidener aufträte als das preußische. Er war von Jugend auf an den Umgang mit Offizieren gewöhnt und hatte persönlich im ganzen die angenehmsten Erfahrungen gemacht. Seine objektive Beobachtung führt zu der weittragenden Äußerung: An der Frechheit des

Militärs ist die submissivste Haltung des Zivilisten schuld. Der Militarismus scheint die Hauptstütze der konservativen Parteien. In Wirklichkeit zerstört er und ruft alle zerstörenden Elemente ins Leben. Wir werden noch furchtbare Reaktionen erleben (1880). Die neuen Militärrüstungen desselben Jahres zerstören alle seine Hoffnungen auf eine glückliche friedliche Zukunft, auf Völkerfreundschaft und wahres Durchdringen der zivilisatorischen Ideen in allen Ländern und Schichten. 'Ist es glaublich, daß die Last, welche durch das ungeheure stehende Heer erzeugt wird, im Laufe der Zeiten nur das gleiche bleiben, nicht vielmehr immer steigen wird? Daß die Völker Europas (oder der Großstaaten) diese Last auf die Dauer ertragen können oder wollen?' (1877). Er zweifelt daran, daß Bismarck im Ernst gesagt haben sollte, die Freisinnigen seien die Gefährlichen, mit der Sozialdemokratie würde man fertig werden. So antipathisch ihm Sozialdemokraten und Nihilisten sind, so findet er sie doch 'einigermaßen zu entschuldigen'. Die untersten Klassen seien so schlecht behandelt worden, es sei kein Wunder, daß sie sich zur Wehr setzen. 'Wenn die Feudalen sich in einem Staat befänden, dessen Einrichtung ihren Interessen diametral zuwiderliefe, so würden sie sich nicht einen Augenblick besinnen, an seinem Untergang zu arbeiten, und wie zerstörend haben sie in der Tat gearbeitet!' (1877). 'Ich bin kein Sozialdemokrat, aber das Elend der Arbeiter ist durch kein Almosen zu lindern' (1877). 'Der Papa hätte nicht dürfen konservativ wählen' (1881). 'In Graz haben 1897 die Kollegen den Sozialdemokraten gegen den Theologie-Professor unterstützt. Ich hätte es auch getan, zwischen Schwarz und Rot kann man doch schließlich nicht schwanken.' Er ist 1878 entrüstet über die russenfreundliche Politik Deutschlands und 1896 über die Schlappe der deutschen Diplomatie, daß der Zar Berlin umgeht. 'Die Affäre Dreyfus ist die größte Infamie, die in meiner Zeit vorgekommen ist' (1897). Sein Nationalgefühl wird gering geschätzt (1899), weil er das Prinzip der Gleichberechtigung der Nationen anerkennt. 'Die Deutschnationalen, "die Heilrufer und /249/ Wodanschwörer" sind servil, und die Nichtservilen finden an dem Servilismus nichts auszusetzen. Die Beschaffenheit der politischen Parteien beruht auf der Beschaffenheit der Individuen. Die Jungtschechen sind die einzige Partei im Reichsrat, vor der man Respekt haben könnte.' In allen Punkten war Schuchardt 'sich selbst Partei', ohne Fähigkeit — und ohne Bedürfnis — irgendwo Zugeständnisse zu machen. 'In unserem ganzen politischen Leben ist so viel Nonsense, so viel Widerspruch, daß schließlich jeder recht und jeder unrecht hat' (1887).

Wie der Knabe und Jüngling mit rückhaltloser Ehrlichkeit seine kleinen Missetaten und 'Unfälle' berichtet (z.B. 1853: er hat die Schwimmhose verloren und beim Umsetzen der Apfelsinenbäumchen die Wurzeln beschädigt; in seinen Briefen wimmelt es von verlorenen, zerbrochenen und vertauschten Gebrauchsgegenständen), wie er 1883 einem klugen Rat begegnet: 'Mit aufgeschlagenem Visier durch die Welt zu gehen, daran sollen mich auch meine lieben Eltern nicht hindern,' so steht er auch für seine politische Gesinnung in ihrer gänzlich unparteimäßigen Eigenart ein. War er

als Ausnahmsmensch in jeder Beziehung ein Aristokrat des Geistes, so forderte er für sich — aber auch für jeden anderen — unbehinderte Betätigungsmöglichkeit. 'Mein größter Fehler, wenn es ein Fehler ist, ist der unbegrenzte Freiheitstrieb. Ich bin duldsam, versöhnlich, mitleidig. Aber ich fange an zu zittern, wenn jemand meine eigenen Kreise stört. Ich wünsche der ganzen Menschheit Freiheit' (1871). So ging er zwischen den Parteien durch seinen Weg, da und dort in den Tagesblättern — zumeist in der Grazer Tagespost — zu Tagesereignissen Stellung nehmend. Er unterfertigt den Protest der Professoren gegen die Sprachenverordnungen Badenis (1897) und läßt in Paris eine halbpolitische Broschüre 'Tchèques et Allemands' (1898) erscheinen, statt des großen wissenschaftlichen Buches, das er über den Kampf der Sprachen im allgemeinen plant. Endlich im Weltkrieg hat der Greis mit der Gefühlskraft eines Jünglings, als Deutscher wie als Internationaler aufs tiefste betroffen, wiederholt seine Stimme erhoben. Der vergleichende Sprachforscher ist naturgemäß international. Er kann nicht die baskischen, die italienischen, die nubischen Probleme bearbeiten, ohne sich in das Wesen und die Seele der Basken, der Italiener, der Nubier zu versenken. 'Ich hatte einst das Gefühl, als Romanist habe man auch eine sittliche Funktion, sei ein wenig, ein ganz klein wenig Vorarbeiter des allgemeinen Völkerfriedens' (1926). Um so schmerzlicher die Erkenntnis der Fruchtlosigkeit aller Bemühungen. Sein Jugendtraum, die Verschwisterung der Germania und der Italia, ist langsam zerfließen, aber 'erst heute (Sp. 9. Februar 1926, nach Lesung der Rede Mussolinis) wurde mir /250/ deutlich: *lasciate ogni speranza* für immer. ' Es zerstiebt auch der Traum der über alle Grenzpfähle wirklich geeinigten Gelehrtenrepublik. Schuchardt, der ja in allen Punkten gern tätig zugriff, hatte von seinem Platz aus dafür gewirkt und 1877 erfolgreich angeregt, daß die Diezstiftung nicht, wie Tobler ursprünglich dachte, eine Berliner, sondern eine internationale Gründung wurde. Nun enttäuschte ihn die Haltung vieler ausländischer Gelehrten.

In der Nachkriegszeit war er einer der ersten, der sich bereit zeigte, das Zerstörte wieder aufzurichten, und niemand schien dazu geeigneter als er mit seinem weltumfassenden Ansehen. Es gelang nicht, aber die persönlichen Fäden, die sich ansponnen, griff er wieder auf. Alle Erschütterungen jedoch überwog der Gram um Deutschland, der Schmerz über die innere Zerrissenheit sowohl als über die Ungerechtigkeit der äußeren Geschicke. 'Der Streit um die Schuld an dem Kriege ist müßig. Wer hat die Schuld am Kriege? Und darauf ist die Antwort klar: Alle, die ganze Menschheit und weiter hinauf bis zu Jehova, der die Aufgabe hatte, sein Volk gegen die Feinde zu schützen. Wenn die Franzosen nicht einsehen, daß sie mindestens ebenso kriegerisch sind oder gewesen sind wie die Deutschen, daß sie in Napoleon I. geradezu den Genius des Krieges vergöttert haben, ohne zu erkennen, daß moralisch dieser große Intellekt nicht höher steht als der sehr kleine Wilhelm II., daß Napoleon III. den Krieg von 1870 hervorrief, daß die Revanchelust nach der Niederlage einsetzte und die Franzosen eine Anzahlung auf den künftigen Krieg mit den nach Rußland geschickten



Milliarden machten – dann ist alles Bemühen eitel (Sp. 1920). Der Weltkrieg ist eine Weltschuld.' Die 'pazifistische Kasuistik' fehlt ihm. Er versteht zwar, was die Pazifisten verurteilen, aber nicht, was sie in bestimmten Fällen zu tun raten (Sp. 1921), bezeichnet aber als ihre erste Aufgabe, mit der Jugenderziehung anzufangen, 'denn die Jugend aller Völker wird, ohne Unterschied der Partei, in der Begeisterung für den Krieg erzogen, an der Ilias, den Nibelungen, an Körner, Rükert usw. ' So kam er langsam zu der philosophischen Höhe seiner letzten Jahre, in denen er sich das alte Motto der Höhe seiner letzten Jahre, in denen er sich das alte Motto der Jesuitenpädagogik *dulciter in modo, fortiter in re* in das Gegenteil umkehrte: In der Sache nicht extrem, sondern in der Mitte, in der Durchführung der Überzeugung kraftvoll und geradeaus. Er stand hoch über allen Parteien: National darf und soll man sein, wenn man Chauvinismus und Imperialismus meidet. Es besteht kein Gegensatz zwischen Gerechtigkeit und Menschlichkeit (Sp. 1921). Ich bekenne mich jetzt mehr als Nationalen denn je gegenüber all den intellektuellen Infamien, unter denen wir zu leiden haben. Er erklärt, gewisse Fragen müßten entpolitisiert werden. Es muß sich eine opinio communis bilden über Hand/251/lungen, wobei von denen, die sie begehen, ganz abgesehen wird (Sp. 1923). 'Das einzige Licht, das die Welt erfreut und mein wildes Herz zu Tränen rührt', ist die Kinderhilfe. Auf sie gründet er die Hoffnung, daß die Kinder, die jetzt im Ausland Gastfreundschaft und Freigebigkeit genießen, einen besseren Völkerbund gründen werden (N.1920).

Er ist durch den nationalen Zusammenbruch so stark mitgenommen, daß er bittet, in keiner Weise politische Gespräche zu beginnen. Vor allem ist Südtirol eine 'Wunde, die nicht vernarben darf (J. 1918). 'Am Alto Adige handelt es sich auch um Deutschböhmen (1920). Den Geschmack an den Romanen hatte er ein wenig verloren und damit auch am Romanischen (Sp. 1919). Wenn er sich am Lebensende ganz auf andere Probleme zurückzog, so waren allerdings durchaus nicht nur die politischen Verhältnisse schuld. Seine wissenschaftliche Entwicklung führte dazu.

Er selbst spricht wiederholt von seinen Spaziergängen im Zickzack durch die Wissenschaft. Wie einem Spaziergeher die Aussicht, weitete sich der Umfang seines Arbeitsgebietes. Mühelosigkeit der theoretischen Spracherfassung spiegelt, der Satz, daß der Sprachforscher nach Belieben ein Sprachgebiet mit einem ganz anderen vertauschen könne. 'Er wechselt das Pferd, der Sattel bleibt derselbe'<sup>12</sup>. Bei der Betrachtung der romanischen Sprachen drängte sich ihm das Problem der Mischsprachen auf, das er zuerst in den außereuropäischen Kolonien untersuchte. Im Winter 1884 schrieb er 150 Briefe in alle Weltteile, um den Stoff zu sammeln. Er erforscht nach und nach die 'afrikanische Sprachmischung', das 'Negerportugiesische', 'Malaiospanische', 'Melanesoenglische' usw. Der Stoff gewann den bei ihm so

---

<sup>12</sup> Aus dem Herzen eines Romanisten, 1915, S. 62.

schwerwiegenden Gegenwartswert durch die Beziehung auf die neue Heimat: die Sprachmischung in Österreich und das ganze Sprachenproblem des Nationalitätenstaates. So entstand die Festschrift für Miklosich 'Slawodeutsches und Slawoitalienisches' (1884). Die politische Frage wird für ihn zu einer wissenschaftlichen, er vereinigt die Objektivität des Wissenschaftlers mit der Gemütswärme des an den Ereignissen Beteiligten. Er kam weiter zur Untersuchung der kaukasischen Sprachen, des Berberischen, Malaiischen, Kubischen, mit besonderer Vorliebe des Georgischen und des Baskischen, das er 1881 wieder aufnahm, das ihn immer zu neuer Arbeit reizte ('Auf die Basken bin ich ganz versessen', 1887) und dem seine letzte abgeschlossene Studie galt, die er im November 1926 an den gelehrten baskischen Freund J. de Urquijo sandte. Es schien ihm grundsätzlich wichtig, daß jeder Indogermanist gelegentlich die arische Brille ablege und dadurch seinen Blick für allgemein menschliche Probleme weite (Sp. 1925). Im Leben wie in der Wissenschaft strebt er nach Klarheit. Sieht er schon einen bedeutenden Vorteil darin, daß seine Kollegen über seinen Gesundheitszustand im reinen sind, so duldet es ihn bei der Arbeit nie auf halbem Wege. Die Beschäftigung mit dem Wort erfordert die klare Vorstellung des Bedeutungsgehaltes, Kenntnis der Wörter ist unmöglich ohne Kenntnis der Sachen. So erweitert und vertieft er das Studium der Wortgeschichte, die ihm zugleich Sachgeschichte ist (daher er auch neben den Lehnwörtern von 'Lehnsachen' spricht<sup>13</sup>, der er eine schier unabsehbare Reihe von Untersuchungen widmet. Aber schon 1871 bemerkt er gegenüber dem beständigen Sammeln, dem rastlosen Vorwärtsdringen in den eröffneten Schächten, daß es durchaus notwendig ist, zuweilen stehenzubleiben, vor- und rückwärts zu schauen und möglichst an andere Wissenschaften und an das tägliche menschliche Leben selbst anzuknüpfen. Schon damals plante er ein Buch über die Methoden der romanischen Sprachwissenschaft. Das kam, infolge seiner Abneigung gegen Systeme, nie zustande, wohl aber zahlreiche Einzelaufsätze über Methodik, die miteinander ein Ganzes ergeben: er fordert weitesten Überblick über den Stoff — 'ich habe einen so unbezwinglichen Trieb nach Vollständigkeit' (1871) —, um dann bei gründlichster Siebung das wirklich Zugehörige übrigzubehalten. Inwiefern ihm dies letztere immer rein gelungen, bleibt freilich dahingestellt.

Am Ende seines Lebens kam er zu dem entsagungsvollen Schlusse, daß es, gerade in der Wortgeschichte, auf die er so viel Liebe wandte, nichts völlig Sicheres und nichts ganz Vollständiges gebe, nur Wahrscheinliches und Bruchstücke. Er begreife vollständig, wenn andere auf seine etymologischen Anregungen nicht eingingen. Er würde sich ganz ebenso verhalten (Sp. 1924). Auf die richtige Spur einer Etymologie zu kommen, wäre Zufall; die Antwort auf die Frage, wo ein Wort herkommt, müßte so ausfallen, wie 'die ein Vater auf die gleiche Frage von seinem Buben erhalten wird, der sich

---

<sup>13</sup> Anthropos 1912, S. 830.

Gott weiß wo herumgetrieben hat. Das wirklich Interessante bleibt geheim' (Sp. 1918). Dies ergab sich ihm um so notwendiger, als er mehr und mehr die Überzeugung gewann, daß es nur wenige — inhaltlich und formal — 'reine' Wörter gäbe. 'Die Kontamination ... ist für mich, zwar nicht das Regelmäßige, jedenfalls aber das Natürliche; ich bin ein theoretischer Roué, ich begreife nicht, wie ein Wort jungfräulich einsam seines Weges ziehen kann, wenn es nicht ein bleiches, seelenloses Ding ohne jede Anziehungskraft ist' (Sp. /253/ 1924). Die Bezeichnung 'Sprachgeschichte' war ihm zu eng. Es sollte heißen 'Wissenschaft vom Sprachgeschehen' (Sp. 1917).

Seine Vielseitigkeit war außerordentlich. Unter anderem regte er in Sevilla die Sammlung von Volksliedern an und übersetzte steirische 'Gstanzeln' ins Spanische. Es war ihm im ganzen mehr um die Lösung von Problemen zu tun, als um die lehrhafte Darstellung eines bestimmten Gebietes<sup>14</sup>. Als das Ideal der wissenschaftlichen Arbeit bezeichnet er die paritätische Verbindung von Mikroskopie und Makroskopie, und wie Leben und Wissenschaft bei ihm zusammenfließen, zeigt dann der Ausspruch: 'Die wahre Weisheit des Lebens besteht darin, das Geringere dem Größeren unterzuordnen. Nur ist es oft schwer zu entscheiden, welches das Geringere, welches das Größere ist' (1888). Er arbeitete überaus genau, 'Errata sind immer errores des Herzens und des Kopfes. Es ist unsittlich, um für sich Zeit zu gewinnen, sie anderen zu stehlen' (Sp. 1916). Daher hält er auch streng auf das Urheberrecht. In dem oft besprochenen Prioritätenstreit über 'Wörter und Sachen' mit Rudolf Meringer fühlte er sich durch die Vorstellung beleidigt, es könnte ihm eine Unehrllichkeit zugemutet werden. Bei seinen Buchanzeigen verfuhr er unendlich eingehend, baute oft ganz aus eigenem das auf, was der Verfasser unterlassen. Sie sind von hohem Eigenwert.

Herzlichst wünschte er, über die letzten Fragen 'Sprachverwandtschaft' und 'Sprachursprung' noch methodische Gesichtspunkte herauszuarbeiten. Der Überblick über die großen, so verschiedenartigen Sprachgebiete brachte ihn zu der Überzeugung, daß der Sprachursprung nicht monogenetisch und die Sprachverwandtschaft nicht im Sinne eines Stammbaumes zu erfassen sei, da alle Sprachen fortwährend irgendwelche Beeinflussung erfahren. 'Alles ist entlehnt', überall sind Beziehungen. Seiner Methode gemäß sollte die letzte, allgemeingültige Zusammenfassung aus zahlreichen Sonderstudien herauswachsen. Aber schließlich konnte er nicht mehr so, wie er wollte, wobei das Mangelhafte seiner Leistungsfähigkeit ihm vollkommen klar war.

Schuchardt beklagte öfters, daß seine Wissenschaft so viele Bücher erfordere. Er hatte nach und nach eine ungewöhnlich reichhaltige Bücherei gesammelt — rund 20 000 Bände —, deren Benutzung ihm beschwerlich wurde. 'Welche Gymnastik, ein Wort nachzuschlagen: mit der einen Hand an

---

<sup>14</sup> Dankschreiben an die Preuß. Akademie (Sitzungsber. d. Berl. Akad., 1912, S. 983 S.).

der Bücherleiter, mit der anderen das Buch ergreifend, mit der dritten blättere ich um, mit der vierten lasse ich die Lupe über die Seiten gleiten' (Sp. 1923). Er nennt scherzhaft 'Nachschlagen den Kern unserer Wissenschaft' (Sp. 1922), wendet sich aber schon früher gegen /254/ das viele Zitieren fremder Arbeiten. 'Andern nachdenken stört das eigene Denken' (Sp. 1920). Er ließ sich nie von dem Buch zwingen, war, nach seiner Aussage, ein schlechter Leser. Er las nur so viel, als er von dem Inhalt brauchen konnte. Alle größeren Werke seien Nachschlagebücher. Er 'nippte' an dem neukommenden Buch, erkannte meist auf den ersten Blick seinen Wert (Sp. 1922) und schob die Benutzung auf, bis er sich mit dem Gegenstande beschäftigte. Er bezeichnet sich als rezeptiv nur, wenn er produktiv sei. Als er 1907 seine Wohnung verlassen sollte, die er fast 30 Jahre innegehabt hatte, für die Bücher aber nicht so leicht eine passende Unterkunft zu finden war, erwarb er auf einer sanften Anhöhe drei Bauplätze und 'baute seinen Büchern eine Villa, in der er selbst auch einen Unterschlupf fand'<sup>15</sup> — zum Andenken an die Mutter 'Villa Malvine' genannt —, pflanzte edle Bäume, Obst und Rosen, richtete sein Fischerei-Museum ein und benützte den dritten Baugrund als Radfahrbahn. Das flache Dach gewährte vollen Rundblick in die immer wieder bezaubernde Landschaft. 'In den Zimmern soll nicht viel stehen,' schreibt er 1872, 'nur was darin ist, soll ordentlich sein.' Er brauchte helle Zimmer und Blumen darin. Zu eigenen Möbeln kam er erst nach und nach. Denn er lebte bis zu der Mutter Tode nur von der wissenschaftlichen Arbeit.

Der Justizrat Schuchardt war vermögend. Wenn er den Sohn mit Geld knapp hielt, gern etwas weniger schickte, als dieser gefordert hatte, und zu etwas verspätetem Zeitpunkt, waren wohl Erziehungsgrundsätze im Spiele. Daß er den Sohn bald in einer äußerlich glänzenden Stellung zu sehen wünschte, ist begreiflich. Nur durch sein tatkräftiges Anspornen gelangte Schuchardt wenigstens im dreißigsten Jahre zur Selbständigkeit. Von sich aus wäre er nie dazu gekommen, denn er war schwer von Entschlüssen, ohne jedes Selbstvertrauen. Kam aber endlich die arbeitsfrohe Zeit, das bedeutete ihm eben das 'Wohlsein', so wollte er ausschließlich der wissenschaftlichen Arbeit leben, und alles — auch die Kollegvorbereitung — war lästige, ja unerträgliche Störung. Als er endlich auf eigenen Füßen stand, empfand er diese Tatsache sehr wohltuend. 1873 empfängt er die letzte und reichere Geldsendung und bittet, 'ihm den dankbaren Epilog zu erlassen'. Vor allem ladet er die Mutter zu einer Reise ein, denn 'das Ei ist jetzt reicher als die Henne'. Im Gegensatz zu so vielen anderen hatte er meistens mehr, als er brauchte. Er schenkte gern und freigebig, wenn irgendein Sinn, etwas Besonderes mit dem Geschenk verbunden war. 'Ich kann scherzhaft Geschenke geben, aber mit den ernsten ist es bei mir nichts' (1897). Fiel ihm nichts Passendes /255/ ein, schenkte er lieber nichts. Das 'Kalenderheiligen' war ihm zuwider, und er entzog sich ihm gern, wie er ja sogar bei feierlichen

---

<sup>15</sup> Vgl. E. Riegler, H. Schuchardt, Arch. Rom. 1927, S. 271.

Anlässen, z. B. dem 80. Geburtstag der Mutter oder dem fünfzigjährigen Jubiläum der Dienerin Rike, auf Befreiung vom Kalenderjoch und Verschiebung beantraget. Wiederholt schenkte er prächtige wissenschaftliche Gaben, die er auf eigene Kosten drucken ließ, so die Festschriften für Witte (Ritorell und Terzine) für Miklosich, Mussafia, Reinhold Köhler, die Camõesfestgabe 1880. In den Nachkriegsjahren ist dem Greis auch das Geldelend nicht erspart geblieben. Er sollte mit einem Drittel seiner Pension auskommen, gehörte nun zu den 'Proletariern, die sich keine Schuhe kaufen können' (N. 1920), hatte kein Licht u.a. Da lernte er auch die süße Bitternis der Freundeshilfe kennen. Seine jüngeren wissenschaftlichen Verehrer und Freunde abonnierten ihm die wichtigsten Zeitschriften, schickten — besonders die Schweizer — Bücher und andere Liebespakete. Zartfühlend ist er immer besorgt und verschwört sich, nichts mehr anzunehmen; schildert auch humoristisch seine Hilfsquellen. Für sein tägliches Wohlbefinden sorgte seit Jahr und Tag ein jüngeres Ehepaar, das ihm in kindlicher Liebe verbunden war, 'in geradezu vorbildlicher nachahmenswerter und doch unnachahmlicher Weise' (Sp. 1922), 'so praktisch und hilfreich zu gleicher Zeit, wie ich in meinem langen Leben kaum jemanden gesehen habe' (Sp: 1925). Schuchardts Freundeskreis war sehr groß. Seine wissenschaftlichen Beziehungen gestalteten sich wiederholt zu lebenslangen menschlich innigen. Dann war er ein mitfühlender, zartsinniger Freund der ganzen Familien. Er selbst hielt sich für einen schlechten Plauderer. In Wahrheit war er ein ebenso anregender als liebenswürdiger und witziger Gesellschafter, vorausgesetzt, daß die Gesellschaft seinem Geschmack zusagte. Auf der Eisenbahnfahrt konnte er stundenlang mit Fremden sprechen, und er liebte besonders Gespräche mit Leuten aus anderen Gesellschaftskreisen. Paßte ihm die Gesellschaft nicht, so blieb er den Abend über stumm. Hatte er sich auf ein Zwiegespräch mit jemandem eingerichtet und es kam ein Dritter dazu, so entfernte er sich, nicht ohne seinem Unmut Luft zu machen. Auf gemeinsamen Spaziergängen kam es vor, daß er mit einem: 'So, jetzt geh' ich allein!' abschwankte. Er haßte, besonders in späteren Jahren, Einladungen, da der Zwang des Datums ihn krank machte, blieb auch im letzten Augenblick weg. Dagegen liebte er alles Improvisierte. Dann konnte er von erstaunlicher Ausdauer sein. 'Plauderstündchen' mit Fachfreunden erstreckten sich auf halbe Tage. Als Komiteemitglied eines öffentlichen Balles blieb er von 7 Uhr abends bis ½ 2 Uhr mittags. Ein Ausflug ins Albanergebirge verschiebt sich um einen ganzen Tag, weil die drei Reisegefährten /256/ sich von früh bis Nachmittag 'verkneipten'. Kam er um ½ 2 zu Tisch, blieb er auch bis 8, einmal kam er zu Freunden um 9 Uhr morgens und blieb bis 9 Uhr abends. Da gab es allerdings die Abwechslung von Gespräch und Kartenspiel, die Beschäftigung mit Kindern und Hunden. Schuchardt liebte Kinder jeden Alters sehr, neckte sich mit den größeren und beobachtete sie scharf vom Säuglingsalter ab. Er mochte gern 'Wahlonkel' sein, nicht aber 'Erbonkel'. Verwandtschaftlichen Zwang erkannte er nicht an. Etwas muß dabei sein: gemeinsame Erinnerungen, gemeinsame Interessen,

gemeinsame Beziehungen zu Dritten. Sein Leben lang schwankte er zwischen den Extremen: er braucht die Einsamkeit und ist andererseits 'in außergewöhnlichem Maße menschenbedürftig'. War er leidend und arbeitsunfähig, so wollte er sich zerstreuen lassen. Dann 'verträgt er keine ernste Unterhaltung', gibt ihm aber der Besucher ein anregendes Stichwort, ist er unversehens gefesselt. Konnte er arbeiten, so ließ er sich auch zwölf und fünfzehn Stunden lang nicht unterbrechen. Sachlich zu polemisieren bereitete ihm Genuß. 'Für das Polemische habe ich etwas Talent' (1898). Er will trotz persönlicher Annäherung an Meyer-Lübke nicht auf das Vergnügen verzichten, mit 'einem Ebenbürtigen die Klinge zu kreuzen. Sollen dich die Krähen nicht umschrei'n, mußt du nicht Knopf am Kirchturm sein' (N. 1910). Er wünscht gar nicht, daß man durchaus einer Meinung sei. 'Nur im Zusammen- oder Gegeneinanderwirken verschiedener Anschauungen schreitet die Wissenschaft vorwärts' (Sp. 1923). Schon in Genf (1867) empfand er es 'schön, daß eine Diskussion immer eine *causerie* bleibt, während sie bei uns häufig in einen Streit ausartet'. Er ließ es nicht dazu kommen. Wird das Gespräch zu hitzig, so bricht er es ab und trägt es schriftlich aus. 'Wir sind beide nervös und lassen uns nicht ausreden' heißt es einmal, also wird viele Bogen lang korrespondiert (1894); da handelte es sich allerdings um Nationalität oder um italienische Unterrichtssprache.

Im Bewußtsein seiner eigenen komplexen Natur verzichtete er darauf, andere zu 'durchschauen'. 'Ich glaube nicht, daß man nach kurzem Umgang mit einem Menschen, geschweige denn nach einer flüchtigen Berührung zu einem zuverlässigen Urteil über ihn gelangen kann' (Sp. 1923).

Den Umgang mit Frauen schätzte Schuchardt sehr, und er erhoffte sich fast noch als Fünziger eine Ehe. Nicht aus praktischen Gründen: Seine Wirtschaft wird ihm geführt, billiger und besser als von einer Frau, Liebe muß dabei sein. Eine Ehe, nur auf heiße Liebe gegründet, mag eine Torheit sein, eine Ehe, wo diese fehlt, ist immer unmoralisch und oft eine größere Torheit (1879). Freilich ist Heiraten ein tolleres Hasardspiel als /257/ Quinze oder Macao, wenn man nie ein Wort unter vier Augen, nie ein eingehendes Gespräch mit einem Mädchen führen kann. Wie hätte ich mit meiner leidenschaftlichen Natur je es wagen können, irgendein Mädchen zu heiraten, d.h. ein weibliches Wesen, das einem ein Buch mit sieben Siegeln ist? (1891.) Aber eine, die mehr entgegenkommt, ist 'zu wenig feinfühlig'. Ein heißer Verehrer der Römerinnen, Südspanierinnen, Wienerinnen, äußert er dennoch einmal das Urteil: Alles in allem genommen ... gibt es doch sehr wenige Frauenzimmer, unter denen welche hübsch und anmutig sind, die durch ihre Unterhaltung einen dauernd fesseln. Ich muß gestehen, ich glaube unser Geschlecht ist doch lebhafter, vielseitiger, amüsanter (1880). Doch macht ihm das Junggesellenleben keine Freude mehr (1883). In späten Jahren ergriff ihn die Liebe zu einer schönen geistvollen Frau — einer Reisebekanntschaft — so mächtig, daß die wenigen Tage, die er mit ihr zubringt, 'ein gesteigertes Gefühl des Lebens im Gegensatz zu dumpfem

Fortvegetieren' geben und ihre Absage ihn auf lange Zeit hinaus zu allem anderen unfähig macht. 'Ich bin alt? Hier wirkt Naturnotwendigkeit. — Man hat eben in gewissen Jahren doch noch anderes nötig als Essen, Trinken, Schlafen, Tarockspiel, Wissenschaft — nämlich etwas Poesie oder ... Jugendeselei, allen Jahren zum Trotz' (1891). Später tröstete er sich darüber, nicht geheiratet zu haben, mit dem Gedanken, " daß er dann gar nichts gearbeitet hätte. Ich hätte nicht zugleich der Wissenschaft dienen können (1897). Es blieb ihm das Bedürfnis nach 'einer Kameraderie des Fühlens und Denkens, nach einem innigen, sei es launigeren, sei es ernsteren Austausch dessen, was im Ernst vorgeht. Ein solcher kann aber, wenigstens in späteren Jahren, nur mit einer Frau stattfinden. Zwischen Männern gibt es nichts dergleichen, gibt es höchst selten eine wirkliche Freundschaft, außer in jugendlichem Alter'. Im Gegensatz zu anderen Lebemännern brachte er ernst arbeitenden Frauen kein ironisches Vorurteil entgegen. Er begrüßte die neuen Fachgenossinnen anerkennend und hilfsbereit. Hatte ihn der Gedanke geschreckt, es könnten sich Hörerinnen bei ihm melden, so lag das daran, daß er seine Übungen öfters im Bett oder in fragwürdiger Bekleidung auf dem Sofa liegend abhielt. Wie in anderen Punkten hatte er auch hier die Witterung für die neue Zeit: 'Es kommt mir jetzt oft der Gedanke, ob nicht eigentlich das "schwache" Geschlecht das starke ist. Jedesfalls sind die Frauen imstande, körperlich ebensoviel zu leisten wie der Mann, und wenn sie sich nicht an jeder männlichen Arbeit beteiligen, so geschieht es nur deshalb, weil es ihnen nicht paßt. In unserer Zeit vollzieht sich ein großer Umschwung in den Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern oder bereitet sich doch vor. Die altväterische Galanterie ist eigent/258/lich schon gestorben, und die Galanterie überhaupt wird einmal ein Ende nehmen' (N. 1910).

Er haßte jede Art von Philisterei. Im kleinstädtischen Hofleben erzogen, bewahrte er doch den offenen Sinn für die kleinen und großen Lächerlichkeiten bei Hof und schilderte ergötzlich seine Prinzenbegegnungen (N. 1920). An Herzog Ernst II. lobt er das Nichtfeudale, an König Alfons XII. von Spanien die guten Aufklärungen über Stiergefechte, über seine vielen Auszeichnungen dachte er sehr objektiv. Fast alle gelehrten Körperschaften der Welt verliehen ihm ihre Mitgliedschaft. Bei einer der ersten — dem Institut de France — schreibt er: Ein bißchen Verdienst ist dabei, vor allem aber viel Glück. Ehrungen in eigener Person vermied er ängstlich. Als er in Bologna (1888) nach vorn gehen soll, um das Diplom seines Ehrendoktorats in Empfang zu nehmen, läßt er sich im letzten Augenblick vertreten. Die größte Freude der letzten Lebensjahre war die Festschrift zum 80. Geburtstag, 'das Schuchardt-Brevier', das ihm eine Rückbesinnung auf sich selbst gestattete. Denn sein wissenschaftliches Interesse blieb bis zum letzten Augenblick rege. Heftige Schlaganfälle (seit 1924) konnten diese elementare Geisteskraft nicht brechen. Zwar wurde ihm nicht der Wunsch erfüllt, 'daß ihm mitten im Niederschreiben einer Etymologie die Feder entsänke'; aber zu Ostern 1927 sandte er noch georgisches Material zur

Veröffentlichung nach Tiflis 'nur zum Ausdruck seines lebenslangen Interesses an dieser schönen Sprache'<sup>16</sup>. Am 19. April schrieb der unermüdliche Briefschreiber ein Kärtchen an mich, dessen letzter Satz lautet: 'Meine Interessen sind noch die gleichen' und zur Zusendung der Arbeit über Impressionismus und Grammatik auffordert. Zwei Stunden später überkam ihn eine Ohnmacht, aus der er kaum mehr erwachte. Am 21. April entschlummerte er. Schon 1874 hatte er sich für Verbrennung ausgesprochen. So wurde der Vielgeehrte seinem Wunsch gemäß in tiefster Stille der Natur zurückgegeben. Die Einäscherung erfolgte in Wien. Die Asche wanderte heim in das geliebte Graz.

Wien, 6. Juli 1928.

Elise Richter<sup>17</sup>.

---

---

<sup>16</sup> Abgedruckt mit einem Nachwort von A. Schaindse im Bulletin de l'Université de Tiflis 1928.

<sup>17</sup> Ich kann es mir nicht versagen, mit einer Briefstelle zu schließen, die hiermit an ihre Bestimmung kommt. Schuchardt schrieb sie vor gerade fünfzig Jahren in scherzhaftem und doch vorahnendem Ton gelegentlich einer auch in den flüchtigsten Briefen bei ihm seltenen stilistischen Entgleisung: (Neujahr 1879, Wien.) Sollte in fünfzig oder hundert Jahren irgend so ein verdammter Verfasser von Biographien unbedeutender Menschen diesen Brief in die Hände bekommen, so bitte ich ihn, über diesen Ausdruck keine Glossen zu machen.